Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 153 (1985)

Heft: 42

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KIRCHE
Schweizerische Kirchenzeitung

42/1985 153. Jahr 17. Oktober

Die Kirche hat eine Botschaft weiterzugeben Zwanzig Jahre nach dem Konzilsdekret über die Missionstätigkeit der Kirche ein Beitrag von Fidelis Stöckli 625

Optimistisches Symposium der Bischöfe Aus Rom berichtet Walter Ludin 626

Das «Schwäbische Konzil» trat erstmals zusammen Von der Diözesansynode Rottenburg-Stuttgart berichtet Rolf Weibel 628

Ernesto Togni, 1978–1985 Bischof von Lugano Eine Würdigung von Azzolino Chiappini 629

Teresa von Avila und die Mission Ein Beitrag von Rosmarie Zell 630

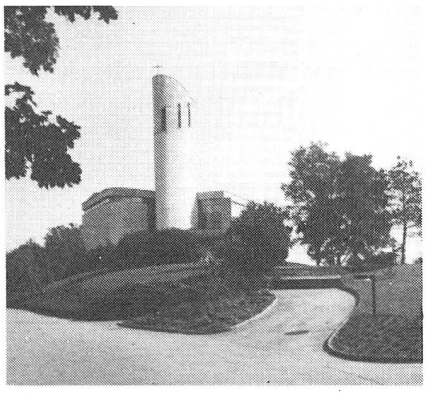
Die Rätegemeinschaften in der Kirche – eine Hoffnung für alle Eine Besinnung von Markus Kaiser 633

Kirche auf den Philippinen zwischen zwei Fronten Vom Pressegespräch Kardinal Sins berichtet Peter Baumann 634

Hinweise 635

Amtlicher Teil 636

Neue Schweizer Kirchen
Maria Himmelfahrt, Müllheim (TG)



Die Kirche hat eine Botschaft weiterzugeben

Wir werden mit Dekreten, Rundschreiben und Werkmappen geradezu überhäuft. Bevor das eine gelesen und ausgewertet ist, kommt wieder Neues heraus. Selbst die Konzilsdekrete verfallen der Vergessenheit. Zum Glück holt sie ein Jahrestag gelegentlich wieder unter anderem Lesenswertem hervor.

Es sind nun zwanzig Jahre her, seitdem das Missionsdekret «Ad Gentes» vom Zweiten Vatikanum angenommen wurde. Aus der Distanz von zwanzig Jahren fallen mir einige Grundlinien sofort in die Augen.

Eingehen auf fremde Werte

Da ist einmal die immer wiederkehrende Mahnung, die Kirche und ihre Mitarbeiter sollen sich für die Werte fremder Religionen und Kulturen öffnen. «Im Zwiegespräch sollen sie lernen, was für Reichtümer der freigebige Gott unter den Völkern verteilt hat» (11)[1]. «Aus Brauchtum und Tradition ihrer Völker, aus Weisheit und Wissen, aus Kunststil und Fertigkeit entlehnen sie alles, was sie beitragen können, um die Ehre des Schöpfers zu preisen» (22).

Das Dekret will jedes Volk die christliche Lehre und kirchliche Gemeinschaft in seinem eigenen Kleid erleben und verstehen lassen. So soll rückspiegelnd der missionierenden Kirche selber die geoffenbarte Wahrheit neu und reicher bewusst werden (6). Diese Anregung hat dazu geführt, dass ich nach zehnjähriger Abwesenheit in den Kirchen von Tansania nicht mehr mitsingen konnte. Die mir vertrauten Lieder werden nur noch selten angestimmt. Ein ganz neues Repertoire von einheimischen Texten, Melodien und Rhythmen wird angeboten. Einheimische Dichter und Komponisten haben sie entworfen, wie sie ihnen in den Mund passen. Wieweit es ihnen geglückt ist, unsern Glauben in ihrem Denken auszusagen, wäre noch zu untersuchen.

Selbständige Teilkirchen

Im weitern staune ich, wie konsequent das Dekret «Ad Gentes» den Gedanken der Ortskirche durchzieht. «So sollen ... überall auf der Welt einheimische Teilkirchen hervorwachsen ... Sie sollen eine eigene Hierarchie ... sowie die zum vollen Vollzug christlichen Lebens gehörigen Mittel ... besitzen und so ihren Teil zum Wohl der Gesamtkirche beitragen» (6). «Von Anfang an soll die christliche Gemeinde so aufgebaut werden, dass sie, soweit möglich, für ihre eigenen Bedürfnissen aufkommen kann» (15). Der Bischof der Diözese (30) und die Gemeinschaft der Bischöfe eines Landes (31) werden als verantwortliche Seelsorger und eigenständige kirchliche Leitungsinstanzen angesprochen. Sie werden zwar untereinander durch den Primat zusammengehalten, doch nicht zentralistisch ferngesteuert (22). Aus dieser Sicht haben sich die Missionsgebiete der Orden und der

Gemeinschaften der Missionare inzwischen zu selbständigen Ortskirchen entwickelt. Das Aussehen der Kirche hat sich innert 20 Jahren verändert. Die bunte Vielfalt von Rassen, Farben und Sprachen, welche die letzten Bischofssynoden prägte, ist nur ein äusseres Zeichen des Übergangs zur Weltkirche.

Die Öffnung auf fremde Werte und die dezentrale Tendenz im Aufbau der Ortskirche kam genau zur rechten Zeit. Anfang der sechziger Jahre entstanden viele neue Staaten in Afrika, und es zeigte sich deutlich das Ende der Kolonialzeit an. Das Missionsdekret hat die richtigen Weichen gestellt, um der Kirche im wachsenden Selbstbewusstsein der neuen Staaten eine Chance zu geben. Das Ablösen der Missionen durch die Ortskirche brauchte dringend den Freiraum zum ortsgemässen Gestalten, das durch die kulturellen Werte und Eigenheiten der Christen an Ort geprägt werden musste.

Seit dem Erscheinen von «Ad Gentes» gab es immer auch Bremser und Rückzieher. Gerade sie geben den Kontrast, der uns die Anliegen des Konzilsdekretes wieder neu und schärfer sehen lässt. Man denke nur an die Auseinandersetzungen über die Basisgemeinden und die theologische Adaptation in Lateinamerika.

Eine selbstbewusste Kirche

Auf einen weitern Gedanken bringen mich die ersten beiden Kapitel «Theologische Grundlegung» und «Die eigentliche Missionsarbeit». In ihnen spricht eine selbstbewusste Kirche. Sie weiss um ihre Sendung und die Herkunft ihrer Botschaft. Die Konzilsväter waren sich bewusst, eine Sendung zu haben und eine Botschaft weitergeben zu müssen. Sie hatten auch klare Vorstellungen von dieser Botschaft und den Gründen, die zu ihrer Verbreitung drängen. Es ging ihnen um den «umfassenden Plan Gottes für das Heil des Menschengeschlechtes» und um «das Hinführen zum wahren Gott» (3). Sie wünschen, dass alle Christus Jesus kennen und realisieren, was er für unsere Zukunft bedeutet. «Wir alle brauchen Christus als Beispiel, Lehrer, Befreier, Heilbringer, Lebendigmacher» (8). «Das Heilswerk Gottes, das er in Christus vollzogen hat, sollen alle Menschen bewusst aufnehmen» (7). Der Christ ist gesandt, davon zu berichten. Er steht selber in einer grossen Sendungsreihe, die beim Liebeswollen von Gott Vater beginnt und über Christus an die Apostel und uns weitergegeben wird.

Getreu den Weisungen des Dekretes haben wir in unsern Kirchen missionarische Strukturen errichtet, die dem ganzen Gottesvolk die Teilnahme an der Missionsarbeit ermöglichen sollen (35 ff.). In ihnen wird eifrig, aber auch mühsam gearbeitet. Sie kleben gerne an Strukturfragen, haben aber Mühe, ihre missionarische Ausstrahlung wirken zu lassen. Die Arbeitsinstrumente, welche die Dynamik des Glaubens auffangen und in Neuland kanalisieren sollten, leiden selber unter der lähmenden Unsicherheit, die unsere Kirche erfasst hat. Eine Kirche, die sich und alles, was sie hat, ständig hinterfragt, kann nicht missionieren.

In den kirchlichen Gremien, auch in Missionsinstitutionen, finden wir Mitarbeiter, die ohne weiteres zu grossem Einsatz bereit sind, solange über die Revolution in Guatemala und die Apartheid in Südafrika gesprochen wird. Sie haben viel Verständnis für Solidarität mit jedem, der unter Hunger und Ungerechtigkeit leidet. Wir können daran ihre grundchristliche Haltung erkennen.

Wenn wir aber von charakteristischen Inhalten unseres Glaubens, von minimaler kirchlicher Praxis und Struktur zu reden beginnen, kommen sie nicht mehr mit. Wir wissen um den zentralen Wert der Liebe. Aber die Liebe hat auch einen Grund und ein Motiv. Mission ist nicht nur Ethik und Moral, sondern hat mehr zu bieten. Die Konzilsväter waren sich dessen bewusst. Wie wir soeben sahen, ging es ihnen darum, Gott selber bekannt zu machen. Aus engem Kontakt mit ihm sollen wir andern den Weg zu ihm

Weltkirche

Optimistisches Symposium der Bischöfe

Das VI. Symposium der europäischen Bischöfe (7.–11. Oktober in Rom) stand in wohltuendem Kontrast zur resignativen Grundstimmung, welche seit einigen Jahren auch in der Kirche Europas vermehrt anzutreffen ist. Die Bischöfe lamentierten nicht über die «böse Welt», auch wenn sie sich bewusst waren, dass der Kontinent in eine nachchristliche Phase eingetreten ist. Das Thema des Treffens hiess bekanntlich « ‹Säkularisierung› und Evangelisierung in Europa heute». Während der einen Tag dauernden Beschäftigung mit den Auswirkungen des Zweiten Vatikanischen Konzils teilten die Bischöfe auch keineswegs die Meinung jener, welcher in der konziliaren Erneuerung den Anfang vom Ende sehen möchten.

Aufsplitterung und Einsamkeit

Wie noch selten ein Treffen europäischer Bischöfe ging dieses Symposium von einer ernsthaften Analyse der gesellschaftlichen Wirklichkeit aus[1]. Dabei wurde nicht nur der geschwundene Einfluss der Kirche erkannt. Es wurden auch recht deutlich jene Defizite aufgezeigt, die für die Kirche eine besondere Herausforderung bedeuten. Wenn sie in der Nachfolge Jesu Christi steht, der «Licht der Völker» (Lumen gentium!) ist, muss sie sich mit besonderer Intensität den Dunkelheiten dieser Gesellschaft zuwenden. Indem sie dies tut, hat sie auch eine Chance, ernster genommen zu werden.

Paul Valadier SJ, Chefredaktor von «Etudes», Paris, nannte als Soziologe in seinem Referat Beispiele von Ansatzpunkten für die Evangelisierung, so die Zersplitterung der Gesellschaft in autonome Bereiche. Es wird unterschieden zwischen Öffentlichem und Privatem, wirtschaftlichem und politischem Bereich, Recht und Ethik, Profanem und Religiösem. Jeder Bereich funktioniert nach seinen Gesetzmässigkeiten. Der Referent folgerte: «Diese Aufspaltung führt zu einer Aufsplitterung der Gesamtwelt in getrennte Gebiete, deren innere Verbundenheit nicht sichtbar ist und sogar unmöglich erscheint. Darum steht das gesamte Religiöse, das die Einheit zu stiften und zu

[1] Einen Rückblick gibt der Sekretär des Rates der europäischen Bischofskonferenzen in: Ivo Fürer, Zukunft der Kirche im «säkularisierten» Europa, in: SKZ 155 (1985) Nr. 39, Seite 578–580.

spenden beansprucht, vor einer beachtlichen Herausforderung.»

Einen zweiten Ansatzpunkt und eine Herausforderung sieht Valadier in dem Druck, den die Anonymität der Grossstädte auf ihre Bewohner ausübt. Sie fallen leicht in die Einsamkeit. Um der Isolierung zu entgehen, suchen sie «Gemeinschaften mit starken, innigen und tragenden Bindungen, Gemeinschaften mit ‹menschlichem Antlitz› ».

«Religiöses Fieber»

Kardinal Godfried Danneels, Erzbischof von Mecheln-Brüssel, der übrigens vom Papst zum Relator der kommenden Sondersynode über das Konzil ernannt worden ist, skizzierte in einem vielbeachteten Referat das «Wiederaufbrechen des Religiösen» im säkularisierten Europa. Er wagte es dabei, von einem «intensiven religiösen Fieber» zu sprechen, das sich auf dem Kontinent ausgebreitet hat. Auch wenn man bei den einzelnen Beispielen, die Kardinal Danneels anführt, über ihre religiöse Relevanz diskutieren kann, lohnt es sich, seine Aufzählung im Wortlaut zu zitieren:

«Es gibt unzählige Indizien für Religiosität: der Triumph der weltlichen Religionen, der erst in jüngster Vergangenheit abgenommen hat; der Erfolg aller Arten von Weisheit, die aus dem Osten und andern Weltregionen kommen; die Entstehung zahlreicher neuer Kirchen (free churches) und Sekten; der Erfolg dessen, was man elektronische Kirchen (TV-Kirchen) nennt; das erstaunliche Wiederaufleben der Horoskope, der Astrologie, aller Art von mehr oder weniger okkulten Erfahrungen; das frenetische Suchen nach urtümlichen ‹Kommunionfeiern› : musikalisch (Woodstock) oder sportlich; ein heidnischer Kult des Leibes (der Schönheit und der Muskeln); die Mobilisierung der Massen für hohe menschliche Ziele (Pazifismus, Feminismus); ein bestimmtes millenaristisches Gebaren zur Jahrhundertwende (Utopie einer problemlosen, allseits glücklichen, hedonistischen Welt); alle Arten von Kreuzzügen für eine höhere Lebensqualität; die Begeisterung für Makrobiotik, Ökologie, vegetarische Ernährung. Kurz: intensiv und mit allen Mitteln wird nach dem verlorenen Paradies gesucht.»

Kardinal Danneels führt dann auf dem Feld des Christentums religiöse Phänomene in einem engern Sinne an, die zeigen, «dass in der Kirche nicht alles am Absterben ist»: die Gemeinschaft von Taizé und ihre Ausstrahlung, die Wallfahrten Jugendlicher fast überall in Europa, die charismatische Bewegung, neue christliche Gemeinschaften («Sie vereinigen nach Art monastischer Gemeinschaften Christen aller Lebensstände.»), die Erneuerung bestehender und die Gründung neuer Orden, die vielbesuchten Theologiekurse für Laien, der Erfolg der Exerzitien, das Ansehen der Kirche auf dem Gebiet der grossen menschlichen und ethischen Fragen sowie das Interesse, das von den Massen den Reisen des Papstes entgegengebracht wird.

Gruppen und die Pfarrei

Auch der Jesuit Johannes Schasching, Professor für Soziologie an der Gregoriana, hatte schon in seinem ersten Referat des Symposiums im Zusammenhang mit der Frage der verschiedenen Grade «religiöser Zugehörigkeit» eine deutliche Tendenz zu neuen religiösen Gruppen und Gemeinschaften festgestellt. Einerseits warnte er vor einer Überbewertung dieser Bewegungen, weil sie zahlenmässig einen kleinen Prozentsatz der Gläubigen umfassen. Auf der andern Seite bemerkte er, dass gesellschaftliche und auch kirchliche Veränderungen stets von verhältnismässig kleinen Gruppen ausgegangen sind.

Hier setzt denn auch Kardinal Danneels an, wenn er im zweiten Teil seines Referates nach Methoden der künftigen Evangelisierung des nachchristlichen Europas sucht. Er zählt Gruppen auf, die heute schon durch ihre evangelisierende Lebendigkeit auffallen: Gebetsgruppen, Gruppen der Gemeindeerneuerung, Neokatechumenat, charismatische und Basisgruppen. Es fällt ihm auf, dass die meisten davon sich am Rande der Pfarreien bewegen und fragt: «Kann man sagen, dass die kleinen Gruppen, die das christliche Leben erneuern wollen, ihre Reife und ihr Ziel erst dann erreichen können, wenn es ihnen gelingt, sich in die Pfarreien einzufügen, um ihnen wieder Schwung und Leben zu geben?»

Wie immer auch die Antwort ausfallen mag, der Kardinal ist davon überzeugt: «Es ist eine Tatsache, dass gerade in diesen Gruppen die meisten ‹Bekehrungen› stattfinden; unsere klassischen Strukturen scheinen hingegen in den Bereich von ‹Betreuung und Wartung› verdammt.» Neben einer Vielfalt von Charismen für das Leben der Kirche nach innen sind nach Danneels missionarische Charismen notwendig. Wenn diese fehlen, fehlt die Erstverkündigung (das Keryma) weitgehend in Europa. Oder wie es eine Gruppe von Bischöfen ausdrückte: die Kirche bleibt «narzisstisch».

Zusammenarbeit und Dialog

Das Symposium verzichtete bewusst auf ein Schlussdokument. Es sah seinen Sinn darin, die Bischöfe für die Probleme zu sensibilisieren und ihnen den Auftrag zu geben, empfangene Impulse in ihre Bischofskonferenzen hineinzutragen.

Kardinal Hume hatte als Präsident des Rates dieser Konferenzen die Aufgabe, in einem Schlusswort einige Anregungen aus den Diskussionsgruppen zusammenzutragen. Wir beschränken uns hier darauf, zwei Stichworte dieser «Synthese» anzuführen. Das erste heisst Zusammenarbeit in Form von Mitverantwortung der Gläubigen. Zur Ebene der Pfarrei sagte Hume: «Priester, Ordensleute und Laien leisten hier ihren Dienst in Harmonie, wo einer den andern um Rat fragt, wo man sich gegenseitig ergänzt, wo man in echter Partnerschaft zusammenarbeitet. Pfarrgemeinden eines bestimmten Gebietes, vielleicht zusammengefasst in einem Dekanat, können ihr Zeugnis und ihre pastoralen Massnahmen gemeinsam planen.»

Als ein zweites wichtiges Element der Evangelisierung nannte Hume den Dialog: einmal innerhalb der katholischen Kirche; dann – und darauf wurde auch von den anwesenden Vertretern anderer Konfessionen insistiert – zwischen den einzelnen Kirchen; Dialog auch mit den Weltreligionen, «um in ihnen zu entdecken, was Gott sagt und unsererseits die Wahrheit anzubieten»; schliesslich Dialog mit der ganzen Gesellschaft. Für diese letzte Form aber muss sich die Kirche für die anstehenden Sachprobleme eine Sachkompetenz erarbeiten, um glaubwürdig zu werden, wie bereits Schasching hervorgehoben hat.

Bilanz des Konzils

Anderthalb Monate nach Abschluss dieses europäischen Symposiums werden sich zeigen, damit immer mehr Menschen Gott bewusst erkennen und ihn dankbar verehren. Das wird nur gelingen, wenn wir uns selber immer wieder Gott ganz bewusst zuwenden.

In der Rückblende müssen wir um das Missionsdekret dankbar sein; dankbar für die Impulse, die von ihm ausgegangen sind; dankbar aber auch dafür, dass es uns aus zwanzig Jahren Distanz zeigt, wo wir eindeutig zurückgeblieben sind.

Fidelis Stöckli

[1] Dekret über die Missionstätigkeit der Kirche. Die Nummern im Text verweisen auf die Abschnitte des Dekretes.

Bischöfe aus der ganzen Welt auf einer Sondersynode mit den Auswirkungen des Zweiten Vatikanischen Konzils befassen. So war es naheliegend, dass sich schon jetzt im Oktober die Bischöfe mit dem Thema vom November befassen würden. Sie taten dies einen Tag lang. In seiner Eröffnungsansprache des Symposiums nahm Kardinal Hume Bezug auf die Befürchtungen, das Konzil könnte rückgängig gemacht werden:

«Der Heilige Vater ermahnt uns, bemüht zu sein, etwas von dem Enthusiasmus, dem Idealismus und der Einheit jener Tage (des Konzils) heraufzubeschwören, um zu ermessen, wie weit und mit welchem Erfolg es uns gelungen ist, die Lehre des Konzils in die Praxis umzusetzen und dem Volk Gottes den sichersten Weg voranzuweisen. Einige Kommentatoren behaupten, die Synode sei ein Versuch, die der Kirche vom Konzil gegebene Orientierung zu verändern. Sie scheinen zu befürchten, dass eine Synode ein ökumenisches Konzil zu korrigieren oder in neue Bahnen zu lenken versuchen könne. Das kann nicht sein. Unsere Aufgabe auf der Synode wird eine ganz andere sein. Nach 20 Jahren muss die Kirche eine Pause des Nachdenkens und der Bewertung einlegen und erneut den Enthusiasmus für das Studium der Konzilslehre und ihrer Durchführung entfachen.»

Während des Symposiums, an dem wie an der kommenden Synode auch die Präsidenten der Bischofskonferenzen teilnahmen, war nichts zu hören von den Klagen, das Konzil hätte in vielem die Weichen falsch gestellt. Nach einer Pressekonferenz der Bischöfe Torella y Cascante (Spanien), Vilet (Frankreich) und Rossano (Weihbischof von Rom) schrieb der Korrespondent der Römer Tageszeitung «Il Messagero», die «catastrofisti» seien von diesen Sprechern ins Unrecht gesetzt worden ...

Die Bischöfe hatten in fünf Sprachregionen Wünsche an die Synode anzubringen. Dabei kam eine lange Reihe von Vorschlägen zustande, welche von der zweiwöchigen Versammlung unmöglich alle aufgenommen werden können. Hinter den Wünschen war jedoch die Tendenz herauszuhören, die Stossrichtung des Konzils weiterzuverfolgen. Vor allem aber sollten nicht so sehr die Schwachpunkte der nachkonziliaren Geschichte kritisiert, sondern vielmehr die positiven Ansätze gewürdigt werden.

So kam auch in dieser Aussprache die optimistische Ausrichtung des sechsten Symposiums der europäischen Bischöfe zum Tragen. Darum konnte Kardinal Hume, der Benediktiner von London, seine offizielle Bilanz nicht nur als «Synthese» bezeichnen. Er gab ihr auch den Titel «Zeichen der Hoffnung» und schloss sie mit den Worten ab: «Ein Symposium, eine Synode, das sind Meilensteine am Weg des pilgernden Gottesvolkes. Sie sagen uns, wo wir heute stehen. Mit Gottes Hilfe und unter seiner Führung werden wir vorwärts schreiten im Glauben, im Vertrauen und in der Hoffnung.»

Walter Ludin

Das «Schwäbische Konzil» trat erstmals zusammen

Die Diözesansynode des Bistums Rottenburg-Stuttgart[1] trat vom 7. bis 10. Oktober zu ihrer ersten Vollversammlung zusammen, um die Synodenvorlage zum Thema «Weitergabe des Glaubens an die kommende Generation» in 1. Lesung zu beraten. Als erste Diözesansynode nach der nachkonziliaren Synodenzeit war ihr die Aufmerksamkeit über die Diözese hinaus sicher. An der Vollversammlung nahmen denn auch nicht nur Vertreter der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen des Landes teil, sondern auch zahlreiche Vertreter umliegender Diözesen wie auch von Diözesen der Dritten Welt. In seiner Predigt zur Eröffnung der Diözesansynode mahnte Bischof Georg Moser diesbezüglich allerdings zu Bescheidenheit: «Dass wir eine Synode riskieren, das entspringt weder einer pastoralen Lieblingsidee noch ist es gedacht als Vorzeigeartikel aus dem schwäbischen Musterländle. Dieses durch die Geschichte und das kirchliche Recht begründete Ereignis wagen wir allein im Vertrauen auf das Gehaltensein in Gottes Erbarmen.»

Vom Prozess des Nachdenkens zum Arbeitspapier

Am 6. Januar 1983 hatte Bischof Moser seine Absicht, eine Diözesansynode einzuberufen, erstmals geäussert, und nachdem das Domkapitel, der Diözesanpriesterrat, der Diözesanrat und die Dekanenkonferenz dieser Absicht zugestimmt hatten, kündigte der Diözesanbischof am 6. Januar 1984 ihre Einberufung verbindlich an.

In der Folge wurden nicht nur die erforderlichen institutionellen Vorbereitungen wie die Erarbeitung des Statuts und die Bestellung der Mitglieder und Organe der Diözesansynode umgehend getroffen, sondern auch ihre inhaltliche Vorbereitung auf breiter Basis in die Wege geleitet. Den Verantwortlichen war von Anfang an klar, dass der Erfolg der Synode für die Pastoral weitgehend von der Sorgfalt abhängt, «mit der sie in den Kirchengemeinden, Verbänden und Organisationen sowie in den Einrichtungen vorbereitet wird. Die gemeinsame Verantwortung von Priestern, Ordensleuten und Laien in der Diözese soll sich schon in der Vorbereitung zeigen» (Statut).

Zu diesem Zweck wurde ein Arbeitsheft herausgegeben, das Pfarrgemeinden, Verbände und Gruppen in der ganzen Diözese anleitete, sich mit dem Synodethema zu beschäftigen. Hinter den aufgrund dieser Basisvorbereitung zusammengekommenen Eingaben und Zuschriften standen schliesslich gut 15000 (von rund 2,1 Millionen) Bistumsangehörige; in einer eigenen Aktion beteiligten sich rund 5000 Jugendliche an dieser entfernteren Synodevorbereitung. Die so zusammengekommenen Anregungen waren, wie Bischof Moser erklärte, «sowohl Voraussetzung als auch eine wertvolle Hilfe für die weitere Vorbereitungsarbeit» (Vorwort zur Synodenvorlage).

Für diese weitere Vorbereitungsarbeit fanden sich die 300 Synodalen in sieben Sachausschüssen zusammen und erarbeiteten von Januar bis Mitte Mai 1985 sieben Teilentwürfe zur Synodenvorlage. Von Mitte Mai bis Ende Juni 1985 vereinigte die erweiterte Vorbereitungskommission die sieben Teilentwürfe zu einem Gesamtentwurf, der durch Beschluss des Geschäftsführenden Ausschusses zur Synodenvorlage wurde – ein Text von knapp 150 Druckseiten.

In ihrem Aufbau orientiert sich die Synodenvorlage an den wichtigsten Orten und Feldern der Glaubensweitergabe: Gemeinde- und Sakramentenkatechese (II), Religionsunterricht (III), Jugendarbeit (IV), Ehe und Familie (V), Liturgie und Verkündigung (VI) sowie Nächstenliebe als Glaubenszeugnis (VII); den Bezugsrahmen für das Ganze bilden Theologische Grundfragen (I), wobei dieser Teil zugleich Schwerpunkte setzt und an dem 1981 für die Diözese entwickelten Grundriss einer Seelsorge, den «Leitlinien der Pastoral» anknüpft. Dies war umso leichter möglich, als der Grundgedanke der Leitlinien das Miteinander (Miteinander glauben – Miteinander leben – Miteinander Zeugnis geben) und damit ein synodaler Gedanke ist. Dementsprechend wird nun auch in den «Grundfragen» der Synodenvorlage die Kirche als «Weggemeinschaft im Glauben» verstanden, und so wurde auf der Vollversammlung beispielsweise der Teil «Ehe und Familie» unter das Leitbild gestellt: Ehe und Familie als Weggemeinschaft im Glauben, in der Hoffnung und in der Liebe.

In der synodalen Beratung

Der ersten Vollversammlung war als Aufgabe gestellt, sich darüber auszusprechen, ob die Vorlage als ganze und die einzelnen Teile grundsätzlich angenommen werden können, das heisst, ob sich die von

[1] Der Begriff vom Schwäbischen Konzil findet sich in: Christ der Gegenwart 38/1985.

den Synodalen gewünschten Änderungen in die vorgegebene Vorlage einfügen lassen oder ob eine neue Vorlage nötig ist. Zudem war über die von den Synodalen gewünschten Änderungen nicht dem Wortlaut, sondern nur der *Tendenz* nach abzustimmen. Die Abstimmungen dieser ersten Vollversammlung sollten also, wie der Sekretär der Synode erläuterte, «Aufträge erteilen – Aufträge, den bisherigen Text so umzuarbeiten, dass etwa noch ein zusätzlicher Aspekt zum Tragen kommt oder dass ein anderer Schwerpunkt gesetzt wird»; dementsprechend wurden die Anträge zum Text denn auch als «Tendenzanträge» bezeichnet. Bis zur nächsten Vollversammlung werden die sieben gewählten Redaktionsausschüsse die angenommenen Tendenzanträge wie auch weitere in der Diskussion geäusserte oder zuhanden der Redaktion schriftlich eingereichte Anregungen in die grundsätzlich angenommenen Texte einzuarbeiten haben.

Auf der ersten Versammlung der Synodalen hatte Bischof Moser als das geistige Profil der Diözesansynode «Dialog und Konzentration» bezeichnet. Unter dem Zeitdruck, unter den die Beratungen der ersten Vollversammlung gerieten, kam es kaum zum Dialog, so dass Fragen, über die wirklich diskutiert werden müsste, wohl erst in der 2. Lesung richtig angegangen werden. Offenkundig wurde dies im Zusammenhang mit der Pastoral konfessionsverschiedener Ehen, wurde diese Frage bzw. das diesbezügliche Votum an die Deutsche Bischofskonferenz aufgrund eines Ordnungsantrages ausdrücklich auf die nächste Vollversammlung verschoben. Dass es hier – wie in anderen Bereichen – überhaupt zu einem Votum – bzw. zu Voten – an die Bischofskonferenz kommt, hängt mit der Erfahrung und Erkenntnis zusammen, dass eine Diözesansynode unvermeidlich an die äusseren Bedingungen stösst. Wohl erklärte Bischof Moser den Synodalen: «Es kann uns nicht darum gehen, zu diskutieren und zu beschliessen, was andere tun könnten oder sollten; es geht vielmehr darum, zu *erkennen und mit Nüchternheit und Augenmass festzustellen, was wir selbst* getan oder auch versäumt haben und was wir in Zukunft tun müssen.» Gleichzeitig wusste er aber zum vornherein, dass es zu Voten an die Gesamtkirche oder an die Bischofskonferenz kommen würde, weil zu den äusseren Bedingungen nicht nur das gesellschaftliche Umfeld (das den Glauben behindern oder aber befördern kann), sondern auch der einer Ortskirche innerhalb der Gesamtkirche zukommende Handlungsspielraum gehört.

Eindrücke

Dazu gehört auch die Zusammensetzung der Synode, für die das Kirchenrecht genaue Bestimmungen vorgibt: Von den 300 Synodalen sind ein Drittel kraft Amtes Mitglieder, 45% wurden auf vorgeschriebene Weise gewählt und 22% konnte der Bischof frei berufen; so sind 40% der Synodalen Laien, und von diesen wiederum ein Drittel Frauen. Damit ergibt sich aber auch ein entsprechender Eindruck, der vorab von den nichtkirchlichen Medien kritisch herausgestellt wurde: Angesichts des Synodenthemas müssen das Fehlen der Jugendlichen, an die der Glaube weiterzugeben ist, und die Untervertretung der Frauen, die in der Familie für die Weitergabe des Glaubens in erster Linie angesprochen sind, besonders auffallen.

Dass es auf der ersten Vollversammlung nicht zu einem eigentlich Dialog kam, lag – wie gesagt – vor allem am Zeitdruck, der unter anderem dazu führte, dass sich die meisten Synodalen mit vorbereiteten Stellungnahmen zu Wort meldeten. Nicht wenige versuchten so die Vollversammlung für einen Gedanken zu gewinnen, für den sie im Sachausschuss keine Mehrheit gefunden hatten. Dass die Synodalen dabei von ihrem jeweiligen Erfahrungshorizont her zur Synodenvorlage sprachen, was vom Sekretär der Diözesansynode anerkennend hervorgehoben wurde, hatte aber auch zur Folge, dass die andere von Bischof Moser gewünschte Komponente des geistigen Profils der Synode manchmal kaum erkennbar war: die Konzentration, das heisst die Betrachtung der Fragestellung «allein unter der pastoralen Rücksicht der Weitergabe des Glaubens» (Bischof Moser). Diese Mängel sind vom ganzen synodalen Vorgang her verständlich, weshalb auch die Hoffnung nicht unbegründet ist, sie könnten im weiteren Verlauf der Arbeit behoben werden; im Zusammenhang mit einer gewünschten theologischen Vertiefung und Konzentration war allerdings auch die Befürchtung zu hören, es könnte eine einzelne Theologie besonders zum Zuge kommen, weil Prof. Walter Kasper ein massgeblicher Berater ist und die Synodeversammlung entschieden hat, bei den Fragen im Bereich von Ehe und Familie die Aussagen des Katholischen Erwachsenenkatechismus noch eigens zu berücksichtigen. Bei der Mitarbeit der Theologen gab es im übrigen eine Missstimmung, weil von den Tübinger Fakultätsangehörigen ausgerechnet die Praktischen Theologen nicht eingeladen waren, eine Missstimmung, die der Dekan der Theologischen Fakultät auch zu Protokoll brachte. Derartige Missstimmungen sind aber für die allgemeine Stimmung der Diözesansynode nicht typisch. Typischer ist, nach meinen Beobachtungen, der von Bischof Moser empfohlene Wille, die angesprochenen Fragen mit *Entschlossenheit und Besonnenheit* anzugehen.

Rolf Weibel

Kirche Schweiz

Ernesto Togni, 1978–1985 Bischof von Lugano

«Brüder und Schwestern, ich bekenne es: Als mir die Aufgabe anvertraut wurde, heute abend zu euch, zum Interdiözesanen Forum, zu sprechen, fühlte ich mich am wenigsten dazu geeignet. Ich, der zuletzt Gekommene, der sich als sehr armselig empfindet, obwohl er Bischof geworden ist. Ich, der Bischof einer Diözese, die in gewissem Sinn als die menschlich gesehen ärmste erscheint. Sie ist von den anderen verschieden, weniger mit Strukturen und Mitteln versehen; sie ist eine geographisch, sprachlich, kulturell, politisch isolierte Diözese. Die Delegation von Lugano wird es mir nicht übelnehmen, sondern im richtigen Sinn auffassen, wenn ich behaupte, dass ich im Wissen um meine Armut und die meiner Kirche zu euch spreche, der Kirche, zu deren Dienst der Herr mich berufen hat...

Das waren meine ersten Gedanken. Doch dann warf ich einen Blick in das Evangelium, das eben vorgelesen worden ist. Da erkannte ich, dass in den Armen, von denen im Evangelium die Rede ist, Gott mir entgegenkommt, der Gott, der stets durch die Armen in den Menschen die Hoffnung weckte und dem es von jeher gefiel, sich der Ohnmacht der Menschen zu bedienen, um seine ‹Phantasie› zu enthüllen und zu verwirklichen – die ‹Phantasie Gottes› . Wenn ich die Heilsgeschichte durchgehe und der Geschichte der Kirche folge, sehe ich die Phantasie Gottes gerade da am Werk, wo die Menschen im Vertrauen auf Gott ihre eigene Phantasie spielen lassen. Und diese Entdeckung lässt, ja liess bereits in uns die Hoffnung entstehen, dass in unseren Kirchen, in der Kirche in der Schweiz, die Phantasie Gottes noch nicht erloschen ist, sondern immer noch waltet...»

Mit diesen Sätzen aus der Homilie, die Bischof Ernesto Togni am 8. Dezember 1978 in Einsiedeln hielt, stellte er sich der Kirche der Schweiz vor. In diesen Worten an die Diözesanvertreter auf dem Pastoralforum entwarf er – ungewollt – ein Bild von

sich selbst. Heute, nach sieben Jahren seines bischöflichen Dienstes und nach seinem schmerzlichen Entschluss, wegen Schwierigkeiten mit der Gesundheit auf sein Amt zu verzichten, hat dieser Text noch nichts an Bedeutung verloren, sondern ist er nur noch bezeichnender.

Auch für den engsten Mitarbeiter ist es schwierig, von den sieben Jahren des bischöflichen Dienstes von Monsignore Togni zu sprechen. Es muss dabei mehr von einem Geist und einem Stil pastoralen Wirkens die Rede sein als von Werken und Taten (obwohl auch solche zu nennen sind, beispielsweise die Pastoralbesuche, die er in so grenzenlosem Einsatz leistete, dass das Volk ihn bewunderte, oder der Beginn der Erneuerung und Reorganisation der diözesanen Ämter und Strukturen). Mehr als die administrativen Leistungen sind Geist und Stil entscheidend; nur lassen sie sich nicht so leicht beschreiben. In der Homilie von Einsiedeln scheinen einige charakteristische Themen des Geistes auf, von dem Bischof Ernesto beseelt war, und einzelne Kennzeichen seines Pastoralstils.

«Ich, der zuletzt Gekommene, der sich als sehr armselig empfindet, obwohl er Bischof geworden ist.» Vom Anfang bis zum Ende seines Dienstes *fühlte sich Bischof Ernesto tatsächlich arm* in dem Sinn, den die Bibel diesem Wort gibt. Das ist nicht einfach eine Phrase in der herkömmlichen kirchlichen Redeweise, sondern Ausdruck einer tiefen Überzeugung. Dass der Bischof seine Einstellung durchhielt, bezeugt der Brief vom 25. Juni 1985, mit dem er dem Bistum seine Demission bekanntgab. Er erinnert an den Anfang, und sogleich kehrt das Thema der Armut wieder.

«Ich sehe mich wieder am Abend des 18. Juli 1978, als ich mich euch als euren Bischof vorstellte. Ich war innerlich sehr bewegt. Ich sagte euch, ich komme mir vor wie Jona, der vor dem Herrn zu fliehen suchte, als dieser ihn hiess, sich aufzuraffen und der grossen Stadt Ninive das Wort Gottes zu verkünden. Wie er, fühlte ich mich unfähig und von der Last des Auftrages wie erdrückt. Und doch habe ich in diesem Moment, wie Jona nach dem grossen Sturm ans Ufer geworfen, ja gesagt und bin trotz all der Armseligkeit, die ich fühlte, bereit gewesen, im Namen des Herrn zu sprechen.»

In der Homilie von Einsiedeln richtet sich der Blick dann auf die Armen, auf alle, die leiden, auf alle Menschen, die Gott nötig haben. Bischof Ernesto war *ein mitfühlender Mensch* und ist es noch immer – ein Mensch und Bischof, der den Leiden und Nöten der anderen nicht gleichgültig gegenüberstehen kann. Er war gewillt – dies erschien ihm als folgerichtig, normal und notwendig –, die Last vieler anderer zu tragen. Doch dies kann aufreiben und erdrücken. Hierin liegt vielleicht eine der Ursachen der Krankheit, die Bischof Togni dazu bestimmt hat, seine Demission einzureichen.

Ein weiterer Gedanke – der die in Einsiedeln Anwesenden frappierte und für den Bischof einnahm – war *das Thema der «Phantasie Gottes»*. In seinem Bischofsdienst hatte er es mit schwerfälligen Strukturen und vielen Verwaltungsproblemen zu tun. Er schätzte diese nicht gering und hielt sie nicht für unwichtig, doch fühlte er tief in sich den Drang, die Kirche im Sinn des stets jungen Evangeliums zu erneuern. Wie das Volk, das von der harten Lebensschule in seinem Verzascatal geformt wurde, ist Bischof Ernesto ein Realist. Er suchte jedoch stets die «Phantasie Gottes» zu erfassen und sich dafür einzusetzen, dass sich die Kirche unserer Zeit von ihr umgestalten lasse.

In der Homilie von Einsiedeln findet sich auch ein Hinweis auf die «Armut» der Kirche von Lugano. Von Anfang an hielt Bischof Togni es für notwendig, *sein Bistum stärker mit den anderen Diözesen der Schweiz zu verbinden*. Er wollte, dass es auch auf die deutschsprachige Schweiz hin offen sei. Aus diesem Grund entschloss er sich, seine Sprachkenntnisse zu vertiefen. Aus diesem Grund auch verlor er dann und wann die Geduld, wenn er sah, dass sozusagen die ganze Dokumentation der Bischofskonferenz und weiterer Institutionen der Schweizer Kirche nur auf deutsch abgefasst war.

Es ist heikel, von Bischof Ernesto zu sprechen, denn der angebrachte Respekt verpflichtet zur Diskretion. Auch besteht, wenn jemand ein Amt niederlegt, die Gefahr, wie auf einen Verstorbenen auf ihn eine Lobrede zu halten. Wenn er nun seinen Dienst als Bischof von Lugano aufgibt, hinterlässt er dem Bistum das Bild eines Bischofs, der den Menschen nahe war und nachging. Er wollte nicht ein grosser Verwalter sein und auch kein Theologe (er sagte von sich, er sei dies nicht, doch seine Predigten waren gehaltvoll; seine Zuhörer, die ihre Lebenswirklichkeit stark vom Licht des Glaubens erhellt fühlten, lauschten ihnen gespannt). Er wollte ein Bruder sein, der im Namen des Evangeliums den anderen zur Seite steht, mit ihnen geht und ihre Last mitträgt. Er suchte sie im Glauben und Vertrauen, in der Hoffnung und Liebe zu bestärken. So stand er den anderen zur Seite im schwierigen, mühsamen *Dienst an der Freude*.

Azzolino Chiappini
Übersetzt von August Berz

Theologie

Teresa von Avila und die Mission

«... wer sich jetzt vor der Welt zurückzieht, der tut nicht viel...» (W 1, 3)[1]

Die Beziehungen, die Teresa zu den nichtchristlichen Ländern hat, sind familiärer Art. Sie hat Verwandte «Drüben», sie hat Bekannte, die von dort zurückkommen und berichten, was sie mit eigenen Augen gesehen und was sie selbst erlebt haben. Zu ihnen gehören Teresas Bruder Lorenzo und ihr Beichtvater aus dem Dominikanerorden (der Inquisition). Man kann mit Sicherheit annehmen, dass für Teresa ihre Brüder Gewährsmänner sind für ein Verhalten, das dem ihres Vaters ähnlich ist, zumal sie von ihren Geschwistern sagt: «Alle glichen durch Gottes Gnade in der Tugend ihren Eltern» (L 1, 2).

Erst nach der Schlacht bei Iñaquito in Ecuador, in der fünf Brüder Teresas an der Seite des Don Blasko Nuñez Vela, des ersten Vizekönigs von Peru, gegen Gonzalo Pizarro kämpften, fand Teresa endgültig ihr tiefstes Glaubensstadium (1558)[2]. Zuvor hatte ihr jüngerer Bruder Lorenzo die Tochter eines der ersten Eroberers von Peru, Franz de Fuentes, der grosse Reichtümer besass, geheiratet (1556).

Ihr Bruder Lorenzo besass in der Hauptstadt Ecuadors ausgedehnte Besitzungen und die Oberherrschaft sowie die Einkünfte eines Bezirkes von einer grossen Zahl India-

[1] Vgl. SKZ 150 (1982) Nr. 10, S. 166–170 (400 Jahre Teresa von Avila).

Alle Texte in diesem Aufsatz sind der Ausgabe von A. Alkofer, Sämtliche Schriften der hl. Theresia von Jesus, 6 Bände, München 1931–1941, entnommen; die verwendeten Abkürzungen bezeichnen: W 1, 3 = Weg der Vollkommenheit, Erstes Hauptstück, 3. Absatz; L 1, 3 = Leben, Erstes Hauptstück, 3. Absatz; S VII, 4, 16 = Seelenburg, VII. Wohnung, 4. Hauptstück, 16. Absatz; B 2, S. 26 = Zweiter Brief, S. 16; L S. 32, FN = Leben, Seite 32, Fussnote 3 (des Herausgebers).

[2] Der Älteste wurde Soldat und trat in die Armee des Königs im südlichen Amerika. «In Rio de la Plata fiel er im Kampfe für den katholischen Glauben im Jahre 1536 oder 1537, weshalb ihn seine heilige Schwester immer als Märtyrer betrachtete. Roderich liebte seine Schwester so innig, dass er bei seiner Abreise nach Amerika zu ihren Gunsten auf sein Erbteil verzichtete», bemerkt Alkofer, Herausgeber der Werke Teresas (L S. 32 FN 3).

nerfamilien. «Er hatte in Quito verschiedene Ämter inne; er war Vorsteher des Stadtrates, Schatzmeister der königlichen Post und Bürgermeister der Stadt. Durch diese Ämter und Besitzungen sowie durch die reiche Mitgift seiner Gemahlin erfreute er sich eines angemessenen Einkommens und konnte so seine Geschwister in Spanien unterstützen, wie er es auch bei verschiedenen Gelegenheiten tat. Eines dieser Almosen gelangte gerade zur rechten Zeit in die Hände der Heiligen, als sie sich mit der Gründung des St.-Josephs-Klosters beschäftigte, wovon sie hier spricht. Sie schreibt davon auch im Brief vom 30. Dezember 1561 an Lorenzo.» So bemerkt Alkofer zu der Stelle im Buch «Leben», wo Teresa die Gründung ihres ersten Reform-Karmel erwähnt (L 33, 12 FN 3). Teresa selbst sagt nur: «Demnach liess ich durch eine meiner Schwestern, die an einem andern Orte wohnte, mittels einiger Gelder, die uns der Herr auf verschiedenen Wegen zum Ankaufe eines Hauses zugeschickt hatte, ein solches kaufen» (L 33, 12).

Diese Stelle zeigt, dass Teresa nur andeutend von äusseren Umständen spricht, auf die heutiges Interesse ausgerichtet ist. Diese muss man zwischen den Zeilen lesen, denn Teresa geht es nicht um die sichtbaren Äusserlichkeiten, sondern um die Aufdeckung der verborgenen Unsichtbarkeiten: das Mit-Sein Gottes beim Lieben des Menschen. So dankt Teresa ihrem Bruder am Schluss des erwähnten Briefes: «Noch muss ich Ihnen mitteilen, dass einige sehr fromme Personen, denen unser Geheimnis (das heisst das Unternehmen) bekannt ist, es für ein Wunder hielten, dass Sie mir gerade zu dieser Zeit soviel Geld sandten. Sollte ich aber noch mehr Geld bedürfen, so hoffe ich zu Gott, er werde Sie, selbst wenn Sie es nicht wollen, veranlassen, mich zu unterstützen» (B 2 S. 27).

«Eintracht»

Was Teresa von ihrem Bruder wissen will, ist: «Schreiben Sie mir immer von dem Leben der Zufriedenheit und Eintracht, das Sie führen, es ist mir das ein grosser Trost» (B 2 S. 26). Auf diese Eintracht kommt alles an. Teresas Vater, der keine Sklaven wollte, weil er Unfreiheit «nicht ertragen» konnte, und seine Angestellten «so gut wie seine eigenen Kinder behandelte» (L 1, 1), ist Vorbild. Er wahrte in seiner glücklichen Familie Eintracht und Zufriedenheit, weil er den Mitgliedern half, sich gegenseitig zu lieben. So erhofft Teresa das Verhältnis ihrer Brüder auch mit den ihnen zugehörigen Andersgläubigen der neuen Umgebung.

Als Teresa diesen – ersten uns erhaltenen – Brief an Lorenzo schrieb, wusste sie bereits, zu was sie ihre Brüder zu «bereden» hatte: zur Entfaltung der eigenen Persönlichkeit, Liebende zu werden nach dem Vorbild Christi. Denn sie hatte an eigener Haut erfahren, dass ihr Eintritt in die höchste Glaubenserfahrung positiven Einfluss auf ihre Umwelt hatte, wie in ihrem Leben ihr auffällt: «Als jene, mit denen ich umging, diese entschiedene Änderung an mir gewahrten, schöpften auch sie grossen Nutzen daraus» (L 24, 7).

Was Teresa sich – und damit ihren Lieben und deren Lieben – wünscht und was in der Kette der Liebe weiterzureichen ist, ist das Gefühl, frei zu sein. Dieses Gefühl, das aufatmen lässt, als ob eine Last abgefallen sei, erlebt Teresa als von Gott geschenkt seit ihrer Umwandlung: «Er gab mir in einem Augenblick die Freiheit, die ich in vielen Jahren trotz aller Anstrengungen nicht erreichen konnte, ja selbst dann nicht, wenn ich mir oft so grosse Gewalt antat, dass meine Gesundheit nicht wenig darunter litt. Als dies aber durch den geschah, der allmächtig und der wahre Herr über alles ist, verursachte es mir gar keine Schwierigkeit» (L 24, 7).

Um ihren Bruder Lorenzo mit dieser Freiheit zu beglücken und ihn in die Kette der Liebenden einzubeziehen, schreibt Teresa nach Quito, was sie von nun an in ähnlicher Weise bis zu seinem Tod, auch wenn er wieder auf seines Vaters Güter zurückgekehrt sein wird, ihm zu sagen hat: A. M., der das gesandte Gold zu höherem Preise und ohne Unkosten umgewechselt hat, «vermochte mir auch von Ihnen ausführlich zu berichten, und fürwahr, eine der grössten Gnaden, die mir der Herr erwiesen, besteht darin, dass er meine Geschwister erkennen liess, was es um die Welt ist, und dass sie sich nach einem Leben der Ruhe sehnen. Ich sehe nun, dass Sie den Weg zum Himmel wandeln, und das war es, was ich am meisten zu erfahren verlangte, da ich bisher immer in Angst war. Ehre sei dem, der alles wirkt! Möge er verleihen, dass Sie in seinem Dienste unablässig voranschreiten! Denn weil der Herr im Belohnen keine Grenze kennt, so dürfen wir auch nicht stillstehen in dem Bestreben, ihm zu dienen, sondern müssen uns bemühen, jeden Tag wenigstens ein bisschen voranzuschreiten, und zwar mit solchem Eifer, als wären wir, wie es auch wirklich der Fall ist, in einem beständigen Kriegszustand und als dürften wir nicht ruhen und sorglos sein, bis wir den Sieg errungen haben» (B 2 S. 22–23).

«Ruhe»

Bemerkenswert ist die Gegenüberstellung der «Ruhe», die Teresa als Abstand vom «Erobern» empfiehlt zusammen mit dem «nicht ruhen», wo es um das Gute: die Entwicklung der eigenen Personalität geht, um das Wachsen in der Liebe, die jede Kriegsspannung zu lösen sucht. Wenn Teresa betet für «die Verteidiger der Kirche, die für sie streiten» (W 1, 2), denkt sie dabei wahrscheinlich an Auswanderer, wie dies ihre sieben Brüder waren, Idealisten, die glauben, fremden Völkern ein besseres Leben ermöglichen zu können durch die Konfrontation mit der christlichen – nicht gepredigten, sondern vorgelebten und mit dem Hinweis auf den Grund des Resultates «besser zu leben» verteidigten – Kultur. Die ideale Denkungsweise in bezug auf die Missionierung von Völkern, die Christus nicht kennen, dürfte im 16. Jahrhundert geprägt sein von der Darstellung der Religionsfreiheit im Land der sympathischen Utopier, die sich in allem, auch in der Wahl der Religion nach ihrer Vernunft, die Liebe und Frieden sucht, ausrichten, wobei Eiferer, die mit Streit und Zwang das Christentum einführen wollen, lächerlich gemacht werden. Diese Ideee von einem nicht existierenden, aber möglichen Staat des englischen Lordkanzlers Thomas More war als Buch seit ihrem Erscheinen im Geburtsjahr Teresas ein weltbekannter Bestseller[3]. Teresa weiss, dass Gott auf seiten des guten Willens ihrer Brüder ist, aber wenn sie von ihrer «Angst» um diese spricht, zeigt das, wie sehr sie sich der Gefahr und Versuchung bewusst ist, die sie als Gegenteil vom «Leben der Ruhe» bezeichnet und die in der Jagd nach Eigeninteressen besteht, die das Fragen nach dem Willen Gottes ausschliesst.

Gebet und Reform

Gebet ist Teresas eigentlicher Impuls, das zu tun, was man «imstande ist» zu tun (SVII 4, 16). Ihr Umgang mit dem Dominikaner Garcia de Toledo erhellt, wie ihre Liebe – nicht nur bei ihren Brüdern – zum «Menschenfischer» macht und wie Teresa durch ihre liebevolle Anteilnahme auf Aufrichtigkeit dem ihr Begegnenden zum Ansporn wird. Garcia war Sohn des Grafen von Oropesa und kam als Knabe mit dem Vizekönig von Mexiko nach Westindien, wo er bei den Dominikanern eintrat (1535). Nachdem er in Avila Oberer war, wo er Teresa als ihr Beichtvater kennenlernte, ging er wieder nach Peru, wo sein Vetter, Franz de Toledo, Vizekönig wurde, bis er 1581 nach Spanien zurückkehrte. Davon berichtet Teresa: «Zur Zeit, als ich in jener Stadt weilte, kam auch ein sehr angesehener Ordensmann da-

[3] Rosmarie Zell, Dialog zum Frieden in der Utopie des Thomas More, Rom 1976.

hin, mit dem ich vor vielen Jahren einigemal gesprochen hatte. Als ich nun einmal in einer Klosterkirche seines Ordens, die nahe an unserem Wohnhause lag, Messe hörte, kam mir ein Verlangen, zu wissen, in welchem Zustande seine Seele sich befinde; denn ich wünschte, dass er ein recht eifriger Diener Gottes sein möchte. Ich stand darum auf, um hinzugehen und mit ihm zu reden; weil ich aber schon im Gebete gesammelt war, glaubte ich die Zeit zu vergeuden und mich in Dinge zu mischen, die mich nichts angingen; ich setzte mich darum wieder nieder. Soviel ich meine, geschah dies dreimal nacheinander. Endlich vermochte aber der gute Engel doch mehr als der böse; ich ging und liess den Ordensmann rufen. Er kam in einen Beichtstuhl, um mit mir zu sprechen. Wir befragten uns gegenseitig über unser bisheriges Leben, da schon viele Jahre verflossen waren, seitdem wir uns nicht mehr gesehen hatten... Er schien mir scharfsinniger zu sein als früher, obwohl ich ihn stets für einen hochverständigen Mann gehalten habe. Ich sah seine trefflichen Anlagen und Eigenschaften, um grosse Fortschritte zu machen, wenn er sich ganz Gott hingeben würde. Seit einigen Jahren habe ich nämlich das Empfinden: sooft ich jemand treffe, der mir besonders gefällt, regt sich in mir sogleich das Verlangen, er möchte sich ganz Gott hingeben; und dieses Verlangen ist zuweilen so heftig, dass ich meiner selbst nicht mehr mächtig bin. Ich wünsche zwar, dass alle Menschen Gott dienen möchten; aber bei Personen, die mir zusagen, regt sich dieser Wunsch mit grosser Heftigkeit, und darum flehe ich mit ganz besonderem Ungestüm für sie zum Herrn. Mit diesem Ordensmanne ging es mir ebenso. Er bat mich, ihn doch recht innig Gott zu empfehlen; es war aber nicht notwendig, dass er mir dies sagte, weil ich schon in einer Stimmung war, die mich nicht anders handeln liess... Und so redete ich, wie ich mich erinnere, auch damals mit Gott, nachdem ich ihn unter vielen Tränen gebeten, er möge die Seele dieses Ordensmannes dahin bringen, dass sie ihm in aller Wahrheit diene. Ich hielt ihn zwar schon für gut; aber das genügte mir noch nicht, weil ich ihn gern sehr gut sehen wollte. Darum sprach ich zum Herrn: Herr! Diese Gnade darfst du mir nicht versagen; sieh doch, wie sehr er geeignet ist, unser Freund zu sein. O der grossen Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes, der nicht auf die Worte, sondern auf das Verlangen und den Willen sieht, womit man sie spricht!... Weil der Herr ihn für sich haben wollte, so liess er ihm durch mich einige Wahrheiten sagen, die, ohne dass ich es wusste, so für ihn passten, dass er darüber verwundert war... Ich hoffe zur Allmacht des Herrn, dass durch ihn einigen seiner Ordensbrüder, ja dem Orden selbst noch viel Gutes zuteil werde. Dies beginnt schon jetzt sich zu zeigen... Die Unterredung mit ihm war mir von so ausserordentlichem Nutzen, dass es mir vorkam, als entzünde sich dadurch in meiner Seele ein neues Feuer der Sehnsucht, dem Herrn wieder von neuem zu dienen» (L 34, 4–11).

Diese Episode zeigt, dass im Grunde Teresas Gebetshaltung, ihre Reform als Auftrag zu werten ist zu einem Dialog, der auf das Wesentlichste ausgerichtet ist: auf den Menschen, seine Freiheit, seine gottgewollte Selbstwerdung.

Mit dieser Reform des Gemeinschaftslebens, deren Programm sie ihren ersten Schülerinnen im «Weg der Vollkommenheit» (1566) darlegt als Gegeninitiative auf den äusseren Anlass der Hugenottenkriege, wendet sich Teresa (W 1, 2) gegen die der Menschennatur naheliegende Versuchung: durch zersetzende Kritik die Zerstörung des bereits bestehenden Positiven eher zu fördern denn zu verhindern. So ist ihre Gegenmassnahme zu verstehen als eine Demonstration für das Positive, nicht durch Hungerstreik, der zum Tod führt, sondern durch das beispielhafte, gesunde Leben von Menschen auf dem Weg zum Glück.

In diesem Sinne ist zu verstehen, dass Teresa nicht genug solcher «Zeichen» setzen kann – sie gründet 31 klösterliche Kleinfamilien, davon sind 16 Männerklöster – und dass die erste Gründung eines weiblichen Karmel im Ausland gerade in Frankreich ist, während schon vor ihrem Tod die ersten Karmeliten als Missionare sich auf den Weg zum Kongo machen. In aller Welt finden sich bis auf den heutigen Tag die Karmel Teresas, die als Frauengemeinschaften von nicht mehr als 24 Personen, deren Mitglieder oft wiederum aus verschiedenen Nationen zusammengewürfelt sind, miteinander in Freundschaft den Frieden zu leben suchen. Wie Teresa, von der uns 450 Briefe erhalten sind, pflegen alle persönliche Kontakte. Beispiel ist im Hinblick auf die Mission besonders Thérèse de Lisieux mit ihrer Brieffreundschaft zu den Missionaren. Im persönlichen Kontakt fallen die Masken, es zeigte sich der Mensch, «wie» er ist. Überzeugend?

Wer wie die heilige Teresa in Anbetracht des Weltgeschehens von der Sehnsucht gedrängt wird, seine Zufriedenheit mit andern zu teilen, seiner Umgebung mitzuteilen, soweit er dazu «imstande» ist (SVII 4, 16), ist eo ipso «Missionar», gesandt zu verwirklichen, was Gott erfreut, den Friedenswillen seines Sohnes.

Die «Werke», zu denen Teresa aufruft, sind Taten der Liebe, die Frieden wirken, einen Frieden, der die Einheit der Menschen untereinander fördert sowie die Einheit des Menschen mit sich selbst: «Hierfür ist das Gebet da, das ist die Bestimmung dieser geistlichen Ehe, nämlich, dass ihr immerfort Werke entspriessen, Werke» (7M4, 6.7). Teresa warnt gleichsam als Höhepunkt am Schluss ihres letzten schriftlichen Werkes «Seelenburg»: «Bauen wir ja nicht Türme ohne Fundament; denn der Herr sieht nicht so sehr auf die Grösse der Werke als auf die Liebe, mit der sie vollbracht werden. Tun wir, was wir können...» (SVII 4, 16). Das «geringe Werk» ist für Teresa das unbeachtete Werk im Gegensatz zum grossartigen Werk, das Beachtung und Beifall der Weltöffentlichkeit findet, wie das Martyrium oder der Streit von «Verteidigern der Kirche, Predigern und Gelehrten» (W 1, 2). Was für Gott zählt, ist die Liebe, die der Mensch in seine Umwelt bringt. Ohne Liebe gibt es keine Seligkeit, weder in dieser noch in einer künftigen Welt. Erst diese Erkenntnis, dass die Liebe alles ist und im Vergleich mit der Liebe alles andere nichts, zu der Teresa erst nach jahrelangem Ringen durchstösst, macht sie zur Lehrerin – zur Missionarin.

Zu Beginn ihres Werkes «Weg der Vollkommenheit» zeigt Teresa von Avila Sinn und Ziel ihres Aktionprogrammes, das geprägt ist von jenem christlichen Sendungsbewusstsein, in dessen Verantwortung mehr liegt als begrenztes Sorgen um eigene Wehwehchen und engeren Freundeskreis, nämlich die Weitsicht auf eine ganze Welt voll Not.

«Die Welt steht in Flammen» (W 1, 5). So deutet Teresa von Jesus die Weltlage ihrer Zeit. Ihre Massnahme gegen solch weltweite Not ist die Reform des Karmelitenordens. Bis heute findet die Lebensweise der Unbeschuhten Karmelitinnen strenger Klausur ihre Rechtfertigung in dem Aufruf Teresas: «... ich möchte nicht täglich mehr Seelen zugrunde gehen sehen. O meine Schwestern in Christo, helft mir doch vom Herrn diese Gnade erflehen!» (W 1, 4–5).

Zu Teresas Missionsanliegen ist festzuhalten, dass für die Kirchenlehrein die Überzeugung von der Gleichheit der Menschen als imago Dei, das dem Menschen seinen unabschätzbaren Wert gibt, Grundvoraussetzung ist. Aufgrund dieser Gleichheit ergibt sich das Recht des Menschen auf seine freie Selbstentfaltung. Da solches Mensch-Werden nur glücken kann dank der Hilfestellung im Dialog mit liebenden Partnern, müssen sich – gemäss dem Reformwunsch der Heiligen – Menschen zur Verfügung stellen, die, nach teresianischer Methode ausgebildet, hinausgehen können in alle Welt, die Liebe zu lehren, allen Völkern – eine Liebe, deren Kennzeichen ein befriedigender Friede ist und entsprechende Kultur.

Rosmarie Zell

Pastoral

Die Rätegemeinschaften in der Kirche – eine Hoffnung für alle

«Der Stand, der durch das Gelöbnis der evangelischen Räte begründet wird, gehört unverbrüchlich zum Leben und zur Heiligkeit der Kirche», so formulierten es die Väter auf dem letzten Konzil[1]. Hat diese Feststellung im Blick auf die wachsende Not in der Welt noch eine praktische Bedeutung? Die Antwort auf diese Frage soll anhand dreier Stichworte verdeutlicht werden.

Gemeinsamer Ursprung – gemeinsame Aufgabe

«Das Geheimnis der heiligen Kirche wird in ihrer Gründung offenbar; denn der Herr Jesus machte den Anfang seiner Kirche, indem er die frohe Botschaft verkündigte.»[2] Wie immer man den Ursprung der Kirche von Christus her fundamentaltheologisch begründen will, die Kirche hat sich immer als das im Geheimnis schon gegenwärtige Reich Christi verstanden. Als Gemeinschaft des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe, hier auf Erden als sichtbares Gefüge verfasst[3].

Ähnliches lässt sich vom Rätestand sagen: «Die evangelischen Räte der Gott geweihten Keuschheit, der Armut und des Gehorsams sind ... eine göttliche Gabe, welche die Kirche von ihrem Herrn empfangen hat und in seiner Gnade immer bewahrt.»[4] Das Wort «Gabe» weist schon darauf hin, dass der Stand der Räte nicht zur hierarchischen Struktur der Kirche gehört, sondern dem charismatischen Element zuzuordnen ist.

Doch nicht nur der Ursprung von Kirche und Rätestand, auch ihre Aufgabe kennt eine gewisse Parallelität. Von der Gesamtkirche gilt: «Die Kirche ist ja in Christus gleichsam das Sakrament, das heisst Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit.»[5] Die Kirche als wirksames Zeichen der Gnade, das im Dienst einer zweifachen Einheit steht: das ist wohl die prägnanteste Kurzformel für Wesen und Aufgabe der Kirche.

Aber auch der Rätestand ist ein «Zeichen», welches allen Gläubigen «das neue und ewige, in der Erlösung Christi erworbene Leben bezeugt und die zukünftige Auferstehung und Herrlichkeit des Himmelreiches ankündigt». Deshalb soll auch das geistliche Leben der Ordensleute «dem Wohl der ganzen Kirche gewidmet sein»[6]. Mit dieser Umschreibung tritt die theologische Bedeutung des Rätestandes in ein klares Licht.

Theologische Klarheit und pastorelle Wirksamkeit liegen auf zwei verschiedenen Ebenen. Deshalb ist zu fragen, wie in einer immer stärker akzentuierten Diasporasituation die Rätegemeinschaften zu einem allgemein verständlichen «Zeichen» für die bereits angebrochene Gegenwart der Herrschaft Gottes werden können. Es seien hier, ohne Anspruch auf Vollständigkeit, drei Möglichkeiten genannt. Unbeschadet ihrer kanonischen Form sollten religiöse Gemeinschaften Zentren der Freude, der Anspruchslosigkeit, der Menschlichkeit sein.

Orte der Freude und Hoffnung

Wer «aus der Kraft des Evangeliums»[7] leben will, stösst unweigerlich zur Freude vor. Niemand kann einer «frohen Botschaft» wirklich Glauben schenken, ohne in seinem Herzen davon einen Widerhall zu spüren. Das hat nichts mit Schwärmertum, Gefühlsduselei oder Autosuggestion zu tun. Freude aus dem Glauben lässt sich sehr wohl mit Nüchternheit und Sinn für Realität verbinden. Dafür genügt ein Blick in das Lukasevangelium, die Apostelgeschichte oder die Paulusbriefe. Freude, auch inmitten des Schmerzes, wer kennt sie besser als der wahrhaft Glaubende? «Ja, selbst wenn ich als Opferspende für die Darbringung und den heiligen Dienst eures Glaubens ausgeschüttet würde: ich würde mich freuen und freue mich mit euch allen – und auch ihr sollt euch am gleichen freuen und euch mit mir freuen.»[8]

Freude, die aus der Tiefe des Glaubens strömt, legt zugleich Zeugnis für eine Hoffnung ab, die allein in Gott gründet. Der Weihbischof von Rio de Janeiro, Alfonso Gregory, meinte gegenüber einem Journalisten: Wenn man von den Versammlungen der Basisgemeinden heimkomme, «fühlt man sich oft von dem lebendigen, leuchtenden Glauben und der christlichen Hoffnung, denen man begegnet ist, winzig klein». Sollten dann jene Frauen und Männer, die sich freiwillig zum gemeinsamen Leben in Armut verpflichtet haben, weniger Freude und Hoffnung ausstrahlen?

Anspruchslosigkeit im Dienst der Armen

Nichts schadet der Kirche mehr als Prestige und Reichtum. Deshalb waren alle Reformbewegungen in der Kirche (bis hin zu jener der Waldenser) Armutsbewegungen. Sie kamen stets von «unten», gingen von einzelnen charismatischen Gestalten aus. Doch immer zeigte es sich, dass der Impuls des Anfangs einen institutionellen Rahmen brauchte, um auf die Dauer wirksam bleiben zu können. Institution kann Schutz der Armut sein, aber auch zum komfortablen Ruhekissen entarten. Diese Gefahr droht gerade den Ordensgemeinschaften inmitten der Wohlstandsgesellschaft. Die meisten von ihnen sind sich dessen wohl bewusst geworden, auch wenn nicht überall die praktischen Konsequenzen mit dem gleichen Ernst gezogen wurden. Aufs Ganze gesehen ist die «Priorität für die Armen» jedoch nicht toter Buchstabe geblieben. Das systematische Teilen zwischen finanziell besser gestellten und armen Provinzen ist zur Selbstverständlichkeit geworden. Der personelle Einsatz zugunsten der Armen in der Dritten Welt wurde erhöht. Man darf ohne Übertreibung festhalten, dass die Hauptlast des Einsatzes für Glaube und Gerechtigkeit von Ordensleuten, Frauen wie Männern, getragen wird. Mehr als je wird die Zukunft der Rätegemeinschaften von der Intensität dieses Einsatzes abhängen. Wer Armut um Christi willen gelobt, sich aber weigerte, die Last der Armen zu teilen, verlöre jede Glaubwürdigkeit.

Hort der Menschlichkeit

Wenn Jesus «sich in seiner ganzen Erscheinung wie ein Mensch gab»[9], müsste solche Menschlichkeit da zu finden sein, wo sich Menschen im Namen Christi zusammenfinden. In der Tat haben die Väter des Zweiten Vatikanischen Konzils diesbezüglich eine Entdeckung gemacht. Sie stellten nämlich fest, dass durch Christen, die mit ihrer Berufung Ernst machen, «auch in der irdischen Gesellschaft eine menschlichere Weise zu leben gefördert wird»[10]. «Menschlicher leben»: darin käme die befreiende Kraft des Evangeliums voll zum Ausdruck. Im Verlauf der Kirchengeschichte haben Männer und Frauen immer wieder versucht, durch Rückbesinnung auf die Urgemeinde der Kirche ein menschlicheres Antlitz zu geben. Dem Machtstreben von «Kirchenfürsten» stellten sie die Brüderlichkeit des Anfangs gegenüber. Solches Bemühen sollte nicht vorschnell mit Autoritätsfeindlichkeit gleichgesetzt werden. Aber es unterschätzt die soziologische Realität: Ein Grossorganismus lässt sich nicht auf gleiche Art führen wie eine überschaubare Gruppe.

Hier nun läge nochmals eine Chance für die Ordensgemeinschaften. Handelt es sich

[1] Kirchenkonstitution, Nr. 44.
[2] Ebd. Nr. 5.
[3] Ebd. Nr. 8.
[4] Ebd. Nr. 43.
[5] Ebd. Nr. 1.
[6] Ebd. Nr. 44.
[7] *Allgemeine Gebetsmeinung für Oktober:* «Für die Ordensleute. Sie sollen Sauerteig für die Welt aus der Kraft des Evangeliums sein.»
[8] Phil 2,17 f.
[9] Phil 2,7.
[10] Kirchenkonstitution, Nr. 40.

doch um einen freien Zusammenschluss von Gleichgesinnten, die sich einer gemeinsamen Aufgabe in einer nochmals gemeinsamen Lebensform widmen wollen. Mögen die Mitglieder einer Ordensgemeinschaft auch nach Tausenden zählen, so handelt es sich doch nur um eine statistische Grösse. Konkret leben und wirken Ordensleute in kleineren Gemeinschaften, die in einem guten Sinn Raum für Menschlichkeit gewähren. Man hat in der Vergangenheit, einer systematisierenden Moraltheologie und Aszetik folgend, eine legitime Vielfalt in der Nachfolge Christi über Gebühr eingeschränkt. Nur starke Persönlichkeiten konnten sich in dem engen Netz unzähliger Vorschriften ihre Eigenart bewahren. Gesetz und «Überlieferung der Alten»[11] drohten zum Selbstzweck zu werden und das Leben zu ersticken. Diese Gefahr wurde im Gefolge des letzten Konzils weitgehend und zum Segen der Betroffenen beseitigt. Dass das Pendel dabei auch nach der Gegenseite aussschlug, war unvermeidlich. Aber das ist kein Grund, wieder in zentral gesteuerter «Restauration» zu machen, wie sie gewisse römische Kreise verkünden. Eine disziplinierte Kirche mag nach aussen als machtvoll erscheinen, eine Kirche nach dem Evangelium ist sie deswegen noch nicht. Jesus sah die Macht seiner Kirche nicht in der Organisation, sondern in Gegenwart und Wirken seines Geistes. Ihm ist auch heute noch mehr zu trauen als einer Vielfalt von Vorschriften.

Ordensgemeinschaften gehören zum charismatischen Element der Kirche. Deshalb sollte gerade in ihrem Rahmen «eine menschlichere Weise zu leben» möglich sein. Wenn die Amtskirche, ihrem Auftrag gemäss, den Ordensleuten die radikale Treue zum Evangelium immer wieder einschärft, so kann es dabei gewiss nicht nur um das Ernstnehmen der Gelübde gehen. Denn das Herzstück des Evangeliums ist die Gottes- und Menschenliebe, wie Jesus sie gelebt hat. Diese Liebe hat Jesus Tränen und Blut, ja sein Leben gekostet. Rätegemeinschaften, welche *dafür* Zeugnis ablegen, tragen am meisten zur Glaubwürdigkeit der Kirche bei. «Ihr müsst auf die Art und Weise, wie es der Ruf Gottes von euren geistlichen Gemeinschaften verlangt, mit weit geöffneten Augen die Nöte euerer Mitmenschen, ihre Probleme und ihr Suchen nach Lösungen verfolgen, und dabei in Gebet und Arbeit in ihrer Mitte Zeugnis ablegen von der Frohbotschaft der Liebe, der Gerechtigkeit und des Friedens» (Paul VI.)[12].

Markus Kaiser

[11] Mt 15,2.

[12] Über die Erneuerung des Ordenslebens nach der Lehre des Zweiten Vatikanischen Konzils, Nr. 52.

Berichte

Kirche auf den Philippinen zwischen zwei Fronten

Missionarische Reise

Kardinal Jaime L. Sin, Manila, einer der wohl bekanntesten römisch-katholischen Kirchenführer Asiens, weilte vom 23. September bis 4. Oktober in Europa, vorwiegend in der Bundesrepublik Deutschland. Missio Aachen hatte ihn eingeladen, weil die Philippinen eines der Schwerpunktländer der nächsten Missionsaktion in der BRD sind. In diesen rund 10 Tagen hielt er über 50 Pressekonferenzen und Interviews. Im Auftrag von Missio Freiburg (Internationales Katholisches Missionswerk) kam er am 3. Oktober nach Bern, um einen Kreis von Interessenten über die Lage auf den Philippinen zu informieren. Er erklärte eingangs, dass er diese Reise unternommen habe, um einen konkreten Beitrag zu leisten zur Förderung des Weltmissionsgedankens. Diese Begegnung zwischen zwei Lokalkirchen (Philippinen und Schweiz) möge, so hoffe er, zu grösserer Solidarität, gegenseitigem Verständnis und weltweiter Harmonie beitragen. Beide Kirchen können voneinander lernen. «Man sagt, dass die philippinische Kirche reich ist an Kampferfahrung an vorderster Front. Und ihr Schweizer seid reich an Geld, weil ein Grossteil unseres philippinischen Geldes auf euren Banken deponiert ist!»

Kampf für Menschenrechte und Versöhnung

Auf den Philippinen haben sich, etwas vereinfacht ausgedrückt, zwei starre Fronten gebildet. Obwohl das Land auf dem Papier eine demokratische Verfassung besitzt, beherrscht in Wirklichkeit Ferdinand Marcos mit seiner Gemahlin Imelda Marcos zusammen mit einer einflussreichen Elite das Land, die durch Korruption und Terror, ausgeübt vor allem durch die Philippinische Volksarmee, jede politische Veränderung von vornherein verhindern will. Obwohl das Kriegsrecht 1982 nach zehn Jahren aufgehoben wurde, führt Marcos seinen autoritären Führungsstil weiter. Auf der andern Seite kämpft eine immer lauter fordernde «Volksbefreiungsarmee» NPA (New People's Army), der bewaffnete Flügel der verbotenen kommunistischen Partei, um die Gunst des Volkes. Die Kirche auf den Philippinen ist in dieser Situation die einzige anerkannte Autorität, die ihre prophetische Rolle durchsetzen könnte, wenn sie sich eindeutig auf die Seite der Entrechteten stellen würde. Zum Teil macht sie dies auch. Gerade Kardinal Sin hat Präsident Marcos des öftern seine Meinung klar und unmissverständlich gesagt.

Die Kirche hat nach Ansicht von Sin die Doppelrolle «Prophetin der Anklage der Menschenrechtsverletzungen und Verkündigerin der Versöhnung». Kirche und Staat auf den Philippinen seien zwar verfassungsmässig klar getrennt. Man könnte sie vergleichen mit einem Bahngeleise. Die beiden Schienen sind klar getrennt. Sie können nicht zu nahe beieinanderliegen, aber auch nicht isoliert voneinander bestehen. Kirche wie Staat haben das Wohl des Volkes zu fördern, beide auf ihre je besondere Weise. Für die Kirche spiele es letztlich keine Rolle, welche Staatsform an der Macht sei, vorausgesetzt, dass die Menschenrechte eingehalten werden. Wenn diese aber verletzt werden, sei es Aufgabe der Kirche, zu intervenieren, klar und deutlich Stellung zu nehmen und die Missstände anzuprangern. Gewaltanwendung müsse immer verurteilt werden, woher diese auch komme, auch unabhängig, ob dies der Regierung passe oder nicht. «Die Kirche muss in dieser Situation die Versöhnung immer und immer klar in den Mittelpunkt stellen. Ich habe dies neulich Präsident Marcos wieder bei den Feierlichkeiten seines 68. Geburtstages ins Gesicht hinein gesagt. Wir haben heftig miteinander diskutiert. Marcos hat seine Meinung, und ich habe eine andere», meint der Kardinal.

Dem Evangelium verpflichtet

Er selber betrachte sich als «Diener der Versöhnung». Und hier vertrete er einen sehr *radikalen* Standpunkt im vollsten Sinne des Wortes. Es sei ein leichtes, den Hassgefühlen freien Lauf zu lassen. Es sei aber ungeheuer schwer, seine Leidenschaften zu zügeln und die Versöhnung wirklich zu praktizieren. «Versöhnung ist in dem Sinn radikal, als sie an die Grundursachen des Übels herangeht. Unser Meister hat uns das Gebot der Liebe gegeben. Wir müssen einander lieben. Wir müssen für unsere Verfolger beten, für sie, die uns hassen», erklärte der Kardinal unmissverständlich. Eine solche Versöhnung rühre an die Wurzeln unserer Menschlichkeit. Nur sie berücksichtige die menschlichen Grundbedürfnisse für Freiheit und Gerechtigkeit. Es sei ein leichtes, Gewalt mit Gewalt zu beantworten. Dies sei genau die Stimme aus dem Jungel, auf Gewalt mit Gewalt zurückzuschlagen. Eine solche Haltung widerspreche klar der Lehre Jesu, unsere Feinde zu lieben. «Gerechtigkeit ohne Erbarmen ist Tyrannei. Erbarmen ohne Gerechtigkeit ist Schwäche. Gerechtigkeit ohne Liebe ist reiner Sozialismus und Liebe ohne Gerechtigkeit Abklatsch», beteuerte der Kardinal.

Auch Priester sind Staatsbürger

Bischöfe, Priester und Ordensangehörige seien genau gleich wie andere Staatsbürger. Als solche müssen sie sich auch an die Gesetze halten. Sin forderte seine Priester auf, sich aus der Politik herauszuhalten. Er wisse zwar, dass ein halbes Dutzend Priester sich der Volksbefreiungsarmee der NPA angeschlossen habe und dort kämpfe. Diese Priester haben ihre eigene Theologie, die er zwar nicht teile, die aber auch nicht einfach verurteilt werden dürfe. Wörtlich sagte der Kardinal: «Wir lieben die Kommunisten, hassen aber den Kommunismus, wir lieben die Sünder, hassen aber die Sünde.»

Auf die Frage, was die Kirche sonst noch tun könne, damit Ruhe und Ordnung, Gerechtigkeit und Frieden in seinem Land wieder hergestellt werden, meint Sin, dass das Land gar nicht so schlecht sei, wie es von Journalisten immer wieder dargestellt werde. Gewiss gebe es Probleme. Sein Land sei aber kein Sodoma und Gomorrha. «Die Philippinen sind ein schönes Land. Seine Menschen sind gut, auch wenn einige Politiker – längst nicht alle – ihre Macht missbrauchen. Die Philippinen sind aber ein junges Land, das noch nicht einmal 45 Jahre unabhängig ist. Vielleicht sollte man daher die jetzige Krise als ‹Wachstumsschmerzen› betrachten. Zum Vergleich: die USA sind seit 200 Jahren ein selbständiges Land und brauchten dazu eine Revolution und einen blutigen Bürgerkrieg. Wir hoffen, aus der Geschichte zu lernen und nicht die Fehler anderer zu wiederholen.»

Weil jede menschliche Tätigkeit – auch politische – moralische Tragweite habe, müsse die Kirche hie und da in die Politik eingreifen. Eine konkrete Aufgabe in der nächsten Zeit sieht Sin vor allem darin, dafür zu sorgen, dass freie, faire und saubere Wahlen durchgeführt werden, wenn es darum gehe, die Politiker der nächsten Jahre zu bestimmen.

Wird die Kirche auf den Philippinen verfolgt?

Verschiedentlich haben sich in der philippinischen Presse Stimmen dahin geäussert, dass die Kirchen, nicht nur die katholische, auf den Philippinen verfolgt werden; zwar nicht als Institution, sondern sehr gezielt, wie nach einer bestimmten Doktrin. Vor allem sind es politisch engagierte Bischöfe, Priester und Laien, die immer mehr ins Schussfeld der Fronten geraten, und dies nicht nur im übertragenen Sinn. Mehrere katholische Priester, einige Pastoren reformierter Kirchen sind allein in diesem Jahr, teils auf offener Strasse, teils während Gottesdiensten erschossen worden.

Bald sind die Täter Mitläufer der NPA, bald sind sie eindeutig auf seiten paramilitärischer Organisationen der philippinischen Armee zu finden. Immer noch sind Priester, die vor Wochen plötzlich verschwanden, nicht mehr aufgetaucht. Man vermutet, dass sie ebenfalls beseitigt wurden, weil sie die Gewalt der regulären Soldaten anprangerten. Dutzende von sehr aktiven Laienführern, die sich in Wortgottesdiensten und der Leitung von Gemeinden sehr engagierten, wurden ohne jeglichen Prozess auf der Stelle erschossen, nur weil sie angeblich Verdächtige oder Sympathisanten der NPA waren. Auch von Bischöfen, so etwa von Antonio Fortich von Negros Oriental, dessen Haus Anfang Januar von Brandstiftern niedergebrannt wurde, wird die Frage aufgeworfen, ob die Kirche nicht einer sehr raffinierten Verfolgungskampagne ausgesetzt sei. Kardinal Sin glaubt, dass dies nicht eigentlich zutreffe. Es sei zwar sehr bedauerlich, dass Priester ermordet werden. Vielfach sei es aber, weil sie sich gegen die Gewalt und gegen Menschenrechtsverletzungen engagierten, was dann der einen oder der andern Seite nicht passe. Hie und da seien auch politische Ansichten mitverantwortlich.

Es ist aber ein offenes Geheimnis, dass die Anprangerung der Gewalt auf den Philippinen lebensgefährlich ist. In einer Provinz standen auf Flugblättern sämtliche Namen der Diözesanpriester als Todeskandidaten aufgeführt, entweder auf Listen der NPA oder der Armee nahestehender Gruppierungen. Bischof Antonio Nepomuco soll neulich wörtlich erklärt haben: «Über vielen von uns schwebt die Todesstrafe.»

Kirche der Armen werden

Immer lauter erheben in letzter Zeit philippinische Bischöfe ihre Stimme und fordern von der ganzen philippinischen Kirche, eine Kirche der Armen zu werden. Einer jener mutigen ist Julio Labayan, Bischof von Infanta. An einem SEDOS-Seminar im März dieses Jahres in Rom forderte er erneut auf, sich als Kirche auf die Seite der Armen zu stellen (Weltkirche 6/1985, S. 167 ff.). «Eine Entscheidung, sich auf die Seite der Armen zu stellen, wird in ähnlicher Weise zwangsläufig jeden Aspekt unseres Lebens betreffen ... Es ist die Option die Jesus, der Verkünder des Evangeliums, selbst traf (Lk, 6, 20-21) ... Gott und sein Christus haben sich bereits (für die Armen) entschieden» (S. 167).

Die Option für die Armen bedeute, die Welt – ihre Realität und ihre Geschichte – mit den Augen der Armen zu sehen. «Wir müssen uns dem Schrei der Armen öffnen – auf den Philippinen sterben nach Labayan täglich 1000 Kinder an Unterernährung und Infektionskrankheiten – ihnen zuhören, um von ihnen zu lernen ... Dieser Geist der Armut äussert sich in einer freiwillig gewählten Einfachheit um des Königreichs willen. Diese freiwillige Armut garantiert Mitleid, Barmherzigkeit, gerechtes Teilen, Liebe zur Wahrheit, Gerechtigkeit und Frieden, selbstlose Liebe» (170). Diese Option für die Armen sei gleichzeitig eine mächtige Anklage und ein kraftvoller Protest gegen diejenigen, die ihr Leben nach den Normen ihres gehobenen Ansehens, ungerechter und unbarmherziger Macht und angehäuftem Reichtum führen, meint Labayan. «Befreiung darf sich nicht nur auf Befreiung von Sünde richten, sondern auch auf die Befreiung von den Folgen der strukturellen und systembedingten Sünde, auf Befreiung von jeder Situation der Unterdrückung» (170).

Diese Worte richten sich auch an uns alle. Mir scheint, je mehr wir uns als Lokalkirche Schweiz mit den Lokalkirchen der Dritten Welt wirklich auseinandersetzen, uns ihren Problemen stellen, desto mehr müssen wir auch unser indirektes Mitschuldigsein einsehen. Gerade diese Kirchen *können uns helfen*, unser Verhalten hier und jetzt bei uns zu ändern, Umkehr und Versöhnung und echte Befreiung zu erfahren, Befreiung zu «Kindern Gottes und Erben des Himmels».

Peter Baumann

Hinweise

Theologische Hochschule Chur

Am Dienstag, 15. Oktober 1985, eröffnet die Theologische Hochschule Chur das Studienjahr mit einem Gottesdienst, und am folgenden Tag beginnen die Vorlesungen im ersten und dritten Bildungsweg. Die feierliche Inauguration ist auf den 28. Oktober festgelegt mit einer Festvorlesung von Prof. Heinrich Schipperges. Der bekannte Medizinhistoriker aus Heidelberg spricht über «Tugend als Heilkraft im christlichen Mittelalter».

Am 16. November findet die festliche Eröffnung des Instituts für Fort- und Weiterbildung der Katecheten (IFOK) statt mit einem Vortrag von dipl. psych. Jörg Grond.

Im Dezember ist ein Blockunterricht zum Thema der Befreiungstheologie vorgesehen mit zum Teil auswärtigen Fachleuten. Die übrigen ausserordentlichen Veranstaltungen sind auf das Sommersemester verlegt. Es wird Dr. Georges Enderle von der Hochschule St. Gallen Fragen der Wirtschaftsethik behandeln und Prof. Otto Bischofberger aus Luzern einige grundle-

gende Themen aus der Religionswissenschaft. Ebenfalls im Sommer findet eine öffentliche Vorlesungsreihe statt unter dem Thema «Kann man heute noch vernünftig an Gott Glauben?»

Bemerkungen zu einem Hilfswerk

Einmal mehr verschickt ein Hilfswerk mit der Unterschrift eines Geistlichen ohne Wissen der kirchlichen Behörden Bettelbriefe. Es handelt sich um «Unsere kleinen Brüder und Schwestern» (Nuestros Pequeños Hermanos) von Pater W. Wasson [Heim für heimatlose Waisenkinder in Cuernavaca, Mexiko]. Da zurzeit noch keine genügenden Unterlagen über das genannte Hilfswerk erhältlich sind, ist Zurückhaltung geboten. Wir werden unseren Lesern Mitteilung machen, wenn die Abklärungen zu einem Resultat geführt haben.

Franz Stampfli
Informationsbeauftragter des Bistums Chur

Amtlicher Teil

Bistum Basel

Diözesaner Seelsorgerat

An der Sitzung vom 8./9. November 1985 behandelt der Seelsorgerat des Bistums Basel folgende zwei Schwerpunkte:

- Was ist Christsein heute? Berichte über den Versuch mit «Gesprächsangeboten über Christsein heute».

- Haupt-, neben- und ehrenamtliche Tätigkeiten im Bistum Basel (Fortsetzung der Thematik der gemeinsamen Sitzung Priesterrat/Seelsorgerat vom 20./21. 9. 1985). Stellungnahmen zu Fragen der Ausbildung, Zusammenarbeit, Honorierung, Motivation/Nahelegen einer Demission, Zusammenstellung der Aufgaben für Pfarreien und Ausländermissionen, Dekanate, Kantone und Bistum.

Anregungen sind erbeten an die Mitglieder des Seelsorgerates oder an das Pastoralamt des Bistums Basel, Solothurn.

Max Hofer, Bischofsvikar

Bistum Sitten

Ernennung

Der Bischof von Sitten, Mgr. Heinrich Schwery, hat die Demission des Pfarrers vom Miège, *Louis Puippe,* angenommen.

Zu dessen Nachfolger hat er Pfarrer *Jean-Pierre Zufferey* ernannt, welcher nun die beiden Pfarreien Miège und Veyras versieht.

Bischöfliche Kanzlei

Neue Bücher

«Heilige Reise»

Günter Lanczkowski, Die heilige Reise. Auf den Wegen von Göttern und Menschen, Verlag Herder, Freiburg i. Br. 1982, 253 Seiten, 36 Abbildungen im Text.

Wir verstehen im allgemeinen nur die Wallfahrt als «heilige Reise». Der Autor dieses Buches, ein vielgereister und belesener Religionswissenschaftler, stellt die Wallfahrt in grössere Zusammenhänge: reisende Götter oder Götterboten, Missions- und Entdeckungsreisen, religionspolitische Reisen, die Entrückung, Jenseitsreisen der Seele. Das letzte Kapitel ist der «Reise als Metapher» gewidmet. Das Buch ist reich illustriert, mit Namen-, Sach- und Ortsregister versehen; ein über 20seitiger Anmerkungsteil belegt die Aussagen des flüssig geschriebenen Textes. Die religionswissenschaftliche Besinnung relativiert zwar christliche Befunde, rückt sie aber auch in ein neues Licht. Das Buch hebt sich vorteilhaft ab vom oberflächlichen Geschwätz unerleuchteter Schreiber, die sich in die Gefilde der Religionswissenschaft und Religionsethnologie bzw. Religionsvolkskunde drängen; solide Fachkenntnisse, verbunden mit geistigem Horizont, sind nach wie vor unabdingbar.

Iso Baumer

Kreuzweg

Emmanuel Gniss, Heute den Kreuzweg gehen. Texte für junge Menschen, Herder Verlag, Freiburg i. Br. 1984, 44 Seiten.

Dieser kleine Kreuzweg ist in der Jugendarbeit entstanden. Die Texte sind das Gemeinschaftswerk von Jugendlichen einer Pfarrei – empfunden, wie junge Menschen heute empfinden, jedoch mit grossem Ernst, mit religiösem und sozialem Engagement. Wir haben es mit einem Kreuzweg zu tun, der junge Menschen anspricht und ältere betroffen macht.

Leo Ettlin

Zum Bild auf der Frontseite

Die Muttergotteskirche von Müllheim (TG) wurde 1966—1968 nach den Plänen des Architekturbüros Bächtold und Baumgartner, Rorschach, auf einem sanften Hügel am Rande des Thurtales erbaut und am 5. Mai 1968 von Bischof Anton Hänggi eingeweiht. Die künstlerische Ausstattung (wuchtiges Portal aus Eisenblech; Tauf- und Weihwasserstein, Ambo, Altar und Priestersitz aus Mägenwiler Kalksandstein, Tabernakel mit Türen aus Bronzeguss, Muttergottesnische und zwei Farbglasfenster) und Gestaltung nach der Idee von Anton Egloff, Luzern. Die holzgeschnitzte Christusfigur am Eisenkreuz im Chor hing früher an einem Holzkreuz und stand ursprünglich vermutlich am Friedhofeingang; die Holzfiguren unter dem Kreuz – Maria und Maria Magdalena – sind Werke des berühmten Josef Anton Feuchtmayr (1696–1770), die der Pfarrei vom Bischof von Konstanz geschenkt wurden. Ein altes Erbstück der Pfarrei ist auch die barocke Madonnenfigur mit Jesuskind.

Die Mitarbeiter dieser Nummer

Peter Baumann, lic. phil., Asienreferent, Missionshaus, 6405 Immensee

Dr. Iso Baumer, rue Jordil 6, 1700 Freiburg

Dr. August Berz, Pfarrer, Fauggersweg 8, 3232 Ins

Azzolino Chiappini, Generalvikar, Borghetto 5, 6900 Lugano

Dr. P. Leo Ettlin OSB, Kollegium, 6060 Sarnen

P. Markus Kaiser SJ, Hirschengraben 74, 8001 Zürich

Dr. Hans Krömler SMB, Missionshaus, 6405 Immensee

P. Walter Ludin OFMCap, Wesemlinstrasse 42, 6006 Luzern

P. Fidelis Stöckli OFMCap, Wesemlinstrasse 42, 6006 Luzern

Dr. Rosmarie Zell, Pilot-Karmel, Waldeckweg 47, 4102 Binningen

Schweizerische Kirchenzeitung

Erscheint jeden Donnerstag

Fragen der Theologie und Seelsorge.
Amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genf-Freiburg und Sitten.

Hauptredaktor
Rolf Weibel-Spirig, Dr. theol., Frankenstrasse 7–9
Briefadresse: Postfach 4141, 6002 Luzern
Telefon 041 - 23 07 27

Mitredaktoren
Franz Furger, Dr. phil. et theol., Professor, Obergütschstrasse 14, 6003 Luzern
Telefon 041 - 42 15 27
Franz Stampfli, Domherr, Bachtelstrasse 47, 8810 Horgen, Telefon 01 - 725 25 35
Thomas Braendle, lic. theol., Pfarrer, 9303 Wittenbach, Telefon 071 - 24 62 31

Verlag, Administration, Inserate
Raeber Druck AG, Frankenstrasse 7–9
Briefadresse: Postfach 4141, 6002 Luzern
Telefon 041 - 23 07 27, Postcheck 60-16201

Abonnementspreise
Jährlich Schweiz: Fr. 65.–; Deutschland, Italien, Österreich: Fr. 78.–; übrige Länder: Fr. 78.– plus zusätzliche Versandgebühren.
Studentenabonnement Schweiz: Fr. 43.–.
Einzelnummer: Fr. 1.85 plus Porto.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Nicht angeforderte Besprechungsexemplare werden nicht zurückgesandt.

Redaktionsschluss und Schluss der Inseratenannahme: Montag, Morgenpost.

Eine neue Reihe Bild-Meditationsbände

Band 1: Als Gott der Herr die Erde machte;

Band 2: Br. Niketius Munkler, Kreuz am Wege;

Band 3: Alfred Müller-Felsenburg, Guten Tag;

Band 4: Rosel Termolen, Du hoffest nicht vergebens.

Diese vier Meditationsbände des Paul Pattloch-Verlages, Aschaffenburg (je 48 S., Format 16 × 17 cm, DM 14.80), wollen einerseits zum meditierenden Verweilen einladen, anderseits als Geschenkexemplare dienen. Während der 1. Band mit eindrücklichen Bildern die Schöpfungsgeschichte darstellen will, führen die alten Wegkreuze aus der Eifel-Gegend des 2. Bandes in Bild und Texten von religiösen Schriftstellern zum Kreuz im Alltagsleben. Band 3 will in Bild und Text sinnstiftend wirken, während Band 4 zu heiligen Städten (Jerusalem, Rom, Assisi) hinführt und christliche Tugenden und Gebete neu zum Klingen bringen will. Alle vier Bände strahlen innere Herrlichkeit aus und verdienen eine Empfehlung.

Hans Krömler

Kirchenväter

Norbert Brox (Herausgeber), Schriften der Kirchenväter, Kösel-Verlag, München, Bände 4 und 8:

Basilius von Cäsarea, Mahnreden. Mahnwort an die Jugend und drei Predigten. Deutsche Übersetzung von Anton Stegmann, bearbeitet von Thielko Wolbergs, 1984, 116 Seiten.

Cyrill von Alexandrien, Über den rechten Glauben. Memorandum an den Kaiser, drei Briefe, Erklärung des Glaubensbekenntnisses. Deutsche Übersetzung von Otto Bardenhewer, bearbeitet von Bernd M. Weischer, 1984, 165 Seiten.

Band 4 der neuen Kösel-Reihe «Schriften der Kirchenväter» gehört dem heiligen Basilius dem Grossen, dem Vater des griechischen Mönchtums. Sein berühmtes «Mahnwort an die Jugend» behandelt mit grosser geistiger Aufgeschlossenheit die Frage, ob die heidnischen Klassiker für die Studien zulässig seien. Dazu hat der Band noch drei Musterpredigten des Kirchenlehrers aufgenommen. Es sind die Predigten «Über die Habsucht», «An die Reichen» und «Zur Hungersnot». Alle drei Predigten, konzipiert in klassischer Rhetorik, können im Zusammenhang mit der Hungersnot 368 entstanden sein. Diese Mahnworte zu christlicher Solidarität sind auch heute noch aktuell.

Band 8 der Reihe stellt mit Cyrill von Alexandrien einen Kirchenlehrer aus der Zeit der christologischen Diskussion des fünften Jahrhunderts vor. Cyrill hat in diesen Auseinandersetzungen eine Schlüsselrolle gespielt. Man kann in ihm den Höhepunkt alexandrinischer Theologie sehen. Die christologischen Formulierungen Cyrills von Alexandrien gehören heute zum Grundbestand theologischer Reflexion.

Die Reihe «Schriften der Kirchenväter» übernimmt die Texte aus der bekannten Ausgabe «Bibliothek der Kirchenväter». Die Erläuterungen und die Bibliographie geben aber den heutigen Stand der Forschung wieder.

Leo Ettlin

Regula Benedicti

Regula Benedicti de Codice Sangallensis 914 edita a P. Benedikt Probst OSB, EOS-Verlag St. Ottilien 1983.

Der Codex Sangallensis 914 hat in der Textgeschichte der Benediktinerregel eine hervorragende Stellung. Nicht umsonst wird er in der Regelforschung mit dem Buchstaben A zitiert. Er ist zwar nicht das autographe Manuskript Benedikts von Nursia, hat aber als zwar sekundäre auf der Reichenau erstellte Kopie des Musterexemplars Karls des Grossen grössten authentischen Wert. Ob der Codex Oxfordensis in einzelnen Stellen die ursprünglichere Fassung bietet, sei dahingestellt. Vom St. Galler Exemplar bietet nun der Verlag der Erzabtei St. Ottilien eine Schwarzweiss-Faksimile-Ausgabe. Die «nur» Schwarzweiss-Edition ist meiner Ansicht eine gute, wohlüberlegte Lösung. Sie macht das Buch im Preis erschwinglich und gibt doch das schöne Schriftbild der karolingischen Minuskel getreu und nach einiger Einübung relativ lesbar wieder. Der Einband zeigt übrigens die Seiten 6 und 85 in farbgetreuer Wiedergabe. Für den paläographisch nicht gewandten Betrachter ist der entsprechende Drucktext der Ausgabe von G. Morin und A. Amelli (1900) auf der jeweils linken Seite beigegeben. Im Vorwort werden wichtige Erläuterungen geboten, ferner ergänzende Literaturhinweise. Von besonderer Bedeutung ist die prägnante kritische Beschreibung des Codex 914 durch den Fachmann Bernhard Bischoff. Ein preiswertes Buchgeschenk von seltener Schönheit!

Leo Ettlin

Der Isenheimer Altar

Wilhelm Nyssen, Choral des Glaubens. Meditationen zum Isenheimer Altar, Christophorus Verlag, Freiburg i. Br. 1984, 96 Seiten.

Dieses ansprechende Bändchen über den Isenheimer Altar zeichnet sich dadurch aus, dass es nicht in formalen und ästhetischen Fragen der Kunstgeschichte steckenbleibt, obwohl es keineswegs dieser Wissenschaft ausweicht oder gar auf sie verzichtet. In subtiler und nüchterner Art wird dargestellt, welche geistlichen und theologischen Überlegungen den Meister von Isenheim bewegten, dieses visuelle Kompendium, «den Choral des Glaubens», zu schaffen. Angeregt von der Abhandlung Heinrich Feuersteins (1929) wird das Isenheimer Bildwerk mit dem Sermo Angelicus der heiligen Birgitta von Schweden in Zusammenhang gebracht, eine Kombination, die durchaus glaubwürdig erscheint. So wird der Sermo Angelicus ein Schlüssel für dieses weltberühmte Bildwerk, und die Darstellung von W. Nyssen ist in diesem Sinne aufschlussreich.

Leo Ettlin

Messwein Fendant Terlaner San Pedro
Edle Weine KOCH Reinach
WEINKELLEREI A.F. KOCH & CIE 5734 REINACH/AG TEL. 064 71 38 38
Gerne senden wir die neue Preisliste

Kammermusik-Kurse

für Amateurmusiker
Prospekt, Anmeldung, Auskunft:
Sekretariat: Kammermusik-Kurs
András von Tószeghi, Postfach
CH-8953 Dietikon, Tel. 01 740 74 74

Sekretärin
sucht neuen Wirkungskreis in Pfarreisekretariat.
Offerten unter Chiffre 1425 an die Schweiz. Kirchenzeitung, Postfach 4141, 6002 Luzern

Meisterbetrieb
für Kirchenorgeln,
Hausorgeln,
Reparaturen, Reinigungen,
Stimmen und Service
(überall Garantieleistungen)
Orgelbau Hauser
8722 Kaltbrunn
Telefon Geschäft und Privat
055 - 75 24 32

Rauchfreie
Opferlichte
in roten oder farblosen Bechern können Sie jederzeit ab Lager beziehen.
Unsere Becher sind aus einem garantiert umweltfreundlichen, glasklaren Material hergestellt.
Verlangen Sie bitte Muster und Offerte!
Herzog AG Kerzenfabrik
6210 Sursee 045 - 21 10 38

Antike Skulpturen

11.–18. Jahrhundert

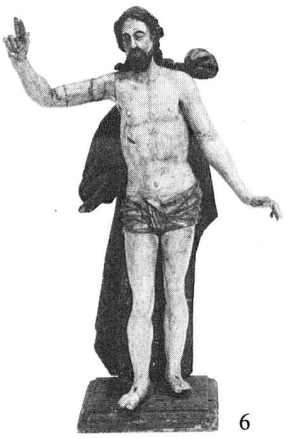
1

2

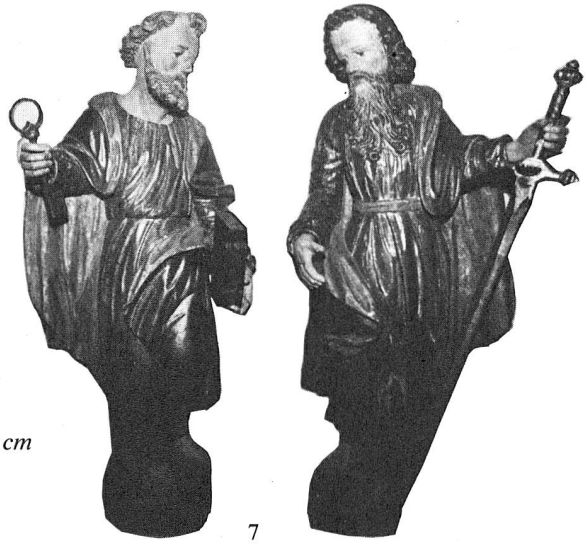
3

4

5



6



7

8

1 Madonna romanisch Alpenland *H 69 cm*
2 Madonna um 1650 Tirol *H 88 cm*
3 Madonna romanisch Alpenland *H 68 cm*
4 Madonna barock Süddeutsch *H 102 cm*
5 Kreuzigungsgruppe um 1650–1680 *H Fig. 75 cm*
6 Auferstehungs-Christus um 1550 *H 77 cm*
7 Hl. Petrus und Paulus Renaissance *H 95 cm*
8 Madonna barock Tirol *H 37 cm*

9

10

12

11

13

14

15

9 Hl. Markus mit Löwe um 1600 *H 143 cm*
10 Madonna Renaissance *H 45 cm*
11 Hl. Margaretha um 1650 *H 65 cm*
12 Madonna um 1500 ohne Fassung *H 150 cm*
13 Christkönig romanisch 11. Jahrhundert *H 118 cm*
14 Hl. Martin auf Pferd um 1550 *H 65 cm*
15 Hl. Georg auf Pferd um 1600 *H 72 cm*

Antiquitätenhaus
WALTER GRABHERR
Rorschacherstrasse 112 und 114
9438 Lüchingen SG b. Altstätten
Telefon 071-75 20 36

Wir suchen die akustisch-schwierigsten Kirchen in der Schweiz.
Wir bieten Ihnen kostenlos und unverbindlich eine Mikrofonanlage zur Probe.

Wir kooperieren mit der bekannten Firma Steffens auf dem Spezialgebiet der Kirchenbeschallung und haben die Generalvertretung für die Schweiz übernommen.

Seit über 20 Jahren entwickelt und fertigt dieses Unternehmen spezielle Mikrofonanlagen für Kirchen auf internationaler Ebene.

Über Steffens Anlagen hören Sie in mehr als 3500 Kirchen, darunter im Dom zu Köln oder in der St. Anna Basilika in Jerusalem.

Auch arbeiten in Dübendorf, Engelburg und in St. Josef Winterthur unsere Anlagen zur vollsten Zufriedenheit der Pfarrgemeinden.

Mit den neuesten Entwicklungen möchten wir eine besondere Leistung demonstrieren.

Zum Auftakt in der Schweiz bieten wir kostenlos und unverbindlich für mehrere Wochen eine Anlage zum Testen.

Steffens Elektro-Akustik

Damit wir Sie früh einplanen können schikken Sie uns bitte den Coupon, oder rufen Sie einfach an. **Tel. 0 42/22 12 51**

Coupon:

Wir machen von Ihrem kostenlosen, unverbindlichen Probeangebot Gebrauch und erbitten Ihre Terminvorschläge. ○

Wir sind an einer Verbesserung unserer bestehenden Anlage interessiert. ○

Wir planen den Neubau einer Mikrofonanlage. ○

Bitte schicken Sie uns Ihre Unterlagen.

Name/Stempel: _____

Strasse: _____

Ort: _____

Telefon: _____

Bitte ausschneiden und einsenden an:
Telecode A.G., Poststrasse 18b
CH-6300 Zug, Tel. 042/22 12 51

Opferschalen Kelche Tabernakel usw. Kunstemail

Planen Sie einen Um- oder Neubau Ihrer Kapelle? Wir beraten Sie gerne und können auf Ihre Wünsche eingehen.

GEBR. JAKOB + ANTON HUBER
KIRCHENGOLDSCHMIEDE
6030 EBIKON (LU)
Kaspar-Kopp-Strasse 81 041-36 44 00

LIENERT KERZEN EINSIEDELN
055 53 23 81

Der katholische Bibelkalender 1986

erscheint rechtzeitig auf den **Bibelsonntag** vom 3. November 1985.

Bestellungen bitte an:
Druckerei Schmid-Fehr AG
9403 Goldach

Wer braucht?
Wer benötigt, mit Eintritt per sofort?

Röm.-kath.

Laientheologen?
Katecheten?
Religionslehrer für Oberstufe, Gymnasium inkl.?
Sigristen?
Pfarreiassistenten und Seelsorger?
Betreuer und Pfarrsekretär?
Pensions- oder Institutsleiter?

Hohe akademische Ausbildung und Erfahrung vorhanden. Eintritt per sofort möglich. Eine Landpfarrei bevorzugt.

Anfrage unter Telefon 041-23 07 27

A. Z. 6002 LUZERN

7989

Herr
Dr. Josef Pfammatter
Priesterseminar St. Luzi

7000 Chur

42/17. 10. 85